30
2498

V. 20

30.2498

N//

Biographische Skizzen
der
neuesten
Abentheurer, Sonderlinge
und
von dem
Gewöhnlichen
abweichender Menschen,
mit
gleichzeitigem Hinblick auf die Ursachen,
welche diese Seelenzustände bewirkten.

Von
Gottfried Immanuel Wenzel,
der f. f. K. K. u. der Philosophie Magister.

Wien, 1800.

Stadt
Bamberg

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Vorbericht.

Das wichtigste Studium für den Menschen ist und bleibt ewig — der Mensch. Jeder Blick in sein Inneres entdeckt uns eine neue Seite an ihm, und wenn wir der Blicke tausende gethan haben, so zeigt sich uns doch ein unendliches Reich noch in der Ferne, in welchem wir Fremdlinge sind. — Unabläßig müssen wir also an der Erkenntniß unserer selbst arbeiten, und zwar mit vereinten Kräften arbeiten, wenn wir mit der Natur des Geschlechts bekannter werden wollen, zu welchem wir in der Reihe empfindender Wesen gehören. Auch ein kleiner Funke Licht muß uns hier willkommen seyn; denn jeder Schritt, den wir in der Kenntniß des Menschen vorwärts machen, ist Näherung zur Glückseligkeit, ist großer Gewinn für's praktische Leben.

Nachstehende Geschichten, die, bis auf einige wenige, ganz originäle, und größtentheils meine, und meiner entferntern Freunde eigene Beobachtungen sind, scheinen mir kein unwichtiger Beytrag zu der Wissenschaft des Menschen zu seyn.

Mit der Art ihrer Darstellung wollte ich zugleich den Leser unterhalten, so wie ich nicht ermangelte, dem Denker durch Fingerzeige auf philosophische Reflexionen, Nahrung für seinen Geist zu geben.

Sollte ich so glücklich seyn, mit dieser Arbeit eben die Aufnahme zu finden, deren sich meine bisherigen litterarischen Bemühungen erfreuen, so würde mir das eben so sehr zur Aufmunterung, als zur Vermehrung meiner vergnügten Stunden dienen.

G. J. Wenzel.

Inhalt.

I.

Die Liebesreise des Jahrelang nicht sprechenden Engländers; seine Ehe, Codicill und Tod. — Philosophische Reflexionen.

II.

Der Mann nach der Minute. — Ein Sonderling aus Schmerz über das Absterben ihm theurer Personen.

III.

Der Sonderling aus Furcht vor eingebildeten Feinden.

IV.

Der sonderbare Ehemann; oder: Er sah seine Gattinn nur einmal des Jahres.

V.

Der immer beschäftigte, und doch kein Geschäft endende Mann.

VI.

Er gieng auf Reisen, um Geister zu sehen. — Eine Spanische Novelle.

VII.

Das männlichrohe Frauenzimmer; oder: Die seltenen Folgen einer verschmähten Liebe.

VIII.

Der Prediger aus dem Stegreife und wider Willen.

IX.
Der Mann mit der eigenen Sprache in Böhmen.

X.
Der sonderbare Spaziergänger.

XI.
Ein unerhörtes Beyspiel von Unreinlichkeit.

XII.
Die übertriebene Reinlichkeit.

XIII.
Der Diätetische Sonderling.

XIV.
Der Verliebte, wie es noch keinen gegeben; oder: Die hölzerne Frau Gemahlinn.

XV.
Worinn er nicht alles Vergnügen fand!

XVI.
Der Speisedieb und Geldborger aus innerm Drange.

XVII.
Der enthusiastische Katzenfreund.

XVIII.
Die gnädige Frau, und Pitziki ihr Schooshündchen.

XIX.
Ein höchst sonderbarer Geschmack in der Liebe.

XX.
Das Wunder in der Rechenkunst.

I.

Die Liebesreise des Jahrelang nicht sprechenden Engländers, seine Ehe, Codicill und Tod. — Philosophische Reflexionen.

Ein junger Engländer aus einem vornehmen Hause, der einzige noch übrige männliche Zweig seiner Familie, lebte seit dem Tode seines jüngern Bruders, ganz abgesondert von der Welt, auf einem ihm zugehörigen Landgute, unweit London. Mehrere Jahre kam er nach der Hauptstadt nicht, nahm keine Besuche an, und gab auch keine. Ein Kammerdiener und ein Bedienter, waren die einzigen Menschen, mit denen er es zu thun hatte. Sechs volle Jahre standen sie in seinen Diensten, und noch hatten sie nicht ein lautes Wort von ihrem Herrn gehört, so wie sie auch selbst mit ihm nicht sprechen durften; denn dieß

verbath sich der Lord gleich bey der Aufnahme derselben. Seine Befehle übergab er ihnen alle schriftlich, und schriftlich mußten auch sie ihm antworten; es war eine ununterbrochene Correspondenz zwischen Herrn und Dienern. Wollte der Lord, z. B., ein frisches Hemde anziehen, so schrieb er auf ein Blättchen des feinsten Papiers die Worte, Hemde frisches nieder, klingelte, und die beyden Diener empfiengen das Blatt aus seiner Hand. Nie durfte nur einer allein erscheinen; immer mußten beyde kommen. Hatten sie was auszurichten, zu erinnern, u. s. f. so waren sie verpflichtet, ihre Gedanken, ihre Erinnerungen ebenfalls auf so feinem Papiere zu überreichen. Vergaß sich einer, und sprach er, wie der Fall sich im Anfange öfter ereignete, so mußte er sichs gefallen lassen, einen bestimmten Abzug von seiner Besoldung als Strafe zu leiden. Er selbst, der Lord, machte sich niemals dieses Fehlers schuldig. Wie diese beyden Domestiken versicherten, so verrieth ihr Herr auch nicht die geringste Melancholie. Sein Gesicht war immer heiter, und freundlich seine Miene. Dieß bestätigten auch alle Einwohner des Gutes. Niemand hat irgend eine Leidenschaft, eine Gemüthsbewegung an ihm bemerkt. Er kleidete sich auf das netteste und nach der herrschenden Mode. Seine Tafel war ausgesucht. Die prächtig-

sten Meubles zierten seine Zimmer, und seine Bibliothek, die er täglich vermehrte, war eine der seltensten. Ein Freund in London, der ihn jedoch nie besuchte, hatte den Auftrag, ihm jedes erschienene Buch sogleich zu schicken. Mit Anbruche des Tages stand er auf, ließ sich ankleiden, frühstückte, spielte ein Viertelstündchen auf dem Claviere, schrieb seine Befehle nieder, verschloß sich eine halbe Stunde, nahm dann Stock und Hut, und machte zu jeder Jahrszeit und bey jeder Witterung einen Spaziergang im Freyen. Jeden, der ihm begegnete, grüßte er freundlich, jedoch ohne zu sprechen, verschenkte eigenhändig täglich eine gewisse Summe Geldes an Arme und Dürftige, und entfernte sich sogleich, wenn ihn jemand anredete. Die Einwohner des Ortes wußten es und schwiegen; nur Fremde redeten ihn zuweilen auf seinen Spaziergängen an, denen er auf der Stelle durch Zeichen zu verstehen gab, daß sie keine Antwort zu gewärtigen hätten. Dieß machte, daß man ihn hie und da in der Gegend für sprachlos hielt, und den stummen Lord nannte. Schlag eilf Uhr war er auf seinem Schloße, las, schrieb und spielte mitunter auf dem Claviere bis drey Uhr Nachmittags. Jetzt gieng er zu Tische, auf welchem sich stets zwey Gedecke befinden mußten. Er hatte sechs Schüsseln mit den vortreflichsten Gerichten,

die aber niemals ausländisch seyn durften. Jedes Gerichte theilte er in zwo Portionen, so daß man hätte glauben sollen, als speiste jemand zu Gaste bey ihm. Er aß nicht eher, als bis er den neben ihm befindlichen Teller mit dem abgetheilten Gerichte belegt hatte. Hatte er seinen Antheil genossen, so wurde der Teller gewechselt, und zugleich ein anderer auf die Stelle des belegten hingesetzt. Er trank gewöhnlich Wasser, und schenkte auch davon, so oft er trank, in ein zweytes Glas ein, welches, wann er das seine geleeret hatte, der Kammerdiener ausgiessen mußte. Bis fünf Uhr saß er bey Tische, spielte sodann wieder ein Weilchen auf dem Claviere, verschloß sich in seine Bibliothek, las und schrieb Briefe; denn er unterhielt eine ausgebreitete Correspondenz. Um zehn Uhr begab er sich zur Ruhe. Neben seinem Bette stand noch ein anderes, worein er sich zuweilen zu legen pflegte. Er mochte darinn geschlafen haben oder nicht, so mußte es dennoch täglich frisch gemacht werden. — Auf diese Art lebte der Lord sechs volle Jahre, und war ein Räthsel für jeden in der Gegend weit umher. Am letzten Tage des sechsten Jahres Nachts um 12 Uhr stehet er auf, und schellt. Der Kammerdiener und der Bediente treten herein, und strecken, wie gewöhnlich, ihre Hände aus, in der Zuversicht, ei-

nen geschriebenen Befehl zu erhalten. — Der Lord lächelt.

„Habt Dank, spricht er, gute Leute, für die Geduld, die ihr mit mir durch diese sechs Jahre hattet; ich bin nicht unerkenntlich; nehmt diese Papiere da; sie sichern euch eine anständige lebenslängliche Rente zu; doch bedinge ich mir, keine Frage, mein bisheriges Betragen betreffend, an mich zu thun, und meine von nun an mündlichen Befehle pünktlich zu vollziehen, sie mögen euch so sonderbar scheinen, als sie immer wollen. — Kammerdiener, packe er meine Garderobe ein. Georg, gehet und bestellet Postpferde, wir reisen zu Lande. — Die große Kiste, neben dem Bette hier, wird mitgenommen. Mit Schlag 10 Uhr Morgens verlassen wir das Landgut."

Die erstaunten Bedienten besorgten den Auftrag. Schlag 10 Uhr stand die Kutsche vor dem Schloße.

"Wohin?„ fragt der Postillion. "Wo du hin willst, antwortet der Lord, nur nach London nicht.„ Der Postillion lenkte auf die nächste Station ein; und so gieng es von einem Posthause zum andern. Wo der Lord ein Landmädchen auf der Straße erblickte, mußte die Kutsche halten; das Mädchen ward gerufen; der Lord besah sie, sprach zuweilen mit dieser oder jener, beschenkte jede, und fuhr

weiter. So dauerte es durch fünf Tage. Mehrere Wege, die man schon gemacht hatte, wurden wieder zurückgethan, mehrere Mädchen besehen, gesprochen und beschenkt. — Ein Mädchen, mit einem Gebinde Stroh auf dem Rücken, begegnet der Kutsche, und grüßt mit Naivität den Lord. "Halt, ruft dieser, ich habe sie gefunden; sie hat eine Warze am Halse.„ Der Postillion hält, der Lord steigt aus der Kutsche, klopft dem Mädchen auf die Wangen, und frägt sie, ob sie ihm nicht ihre Hand reichen wollte. Das Mädchen sieht es für Scherz an; der Lord versichert, daß es sein Ernst sey, nimmt das Mädchen zu sich in die Kutsche, und befiehlt dem Postillion nach dem nächsten Dorfe zu fahren, wo, nach Aussage des Mädchens, die Eltern desselben wohnten. — Die guten Alten erstaunten, als sie eine glänzende Kutsche, mit einem vornehmen Herrn, an ihrer kleinen Hütte halten sahen; aber noch mehr erstaunten sie, als sie an der Seite dieses Herrn ihre Tochter erblickten; sie wußten nicht, was sie denken, wie sie sich benehmen sollten.

Der Lord bemerkte die Verlegenheit der Landleute, und wartete nicht, bis sie ihn anreden würden.

"Fasset euch, meine Freunde, sagte er, und besorget nichts für eure Tochter. — Ich

bin der stumme Lord, wie man mich weit und breit nennt; vielleicht habt ihr von mir gehört. Dem Himmel sey Dank, so ganz sprachlos bin ich nun eben nicht, und komme euch zu sagen, daß ich entschlossen bin, euer Glück zu gründen, wenn ihr anders auch von eurer Seite zu dem meinigen beytragen wollt.„

Die Alten wußten vor Verwunderung nicht zu antworten. — Der Lord fuhr fort: "Gebt mir dieß Mädchen zur Frau, und euer Glück ist gemacht. Ich zweifle nicht, daß ich dem guten Kinde gefalle. Als meine Gattinn wird sie Eigenthümerinn eines meiner größten Landgüter, und ich will alle Kräfte aufbieten, ihr meine Gesellschaft angenehm zu machen. — Liebes Mädchen, deine Hand! —„

Der Lord sprach mit so viel Ernst und Würde, daß die Hüttenbewohner an der Wahrheit seiner Worte nicht zweifeln konnten. — Das Mädchen ward roth über und über, sah unter sich, warf zuweilen einen verstohlenen Blick auf ihre Eltern, öfter jedoch einen auf den Lord, und da dieser seine Hand noch immer hingestreckt hielt, wagte sie es, mit edler Einfalt, ihre Rechte in dieselbige zu legen, indeß sie mit der Linken die Schürze faßte, und damit ihr Gesicht zur Hälfte verdeckte.

Der Lord umarmte das unschuldige Mädchen, drückte einen feurigen Kuß auf ihre

Wange, und rief im Enthusiasmus der Freude aus: "Nun habe ich, was ich suchte, ich bin glücklich!" Er winkte seinen Bedienten und befahl ihnen, die große Kiste hereinzubringen. — Die Kiste ward gebracht, eröffnet, und mit Erstaunen ward der Kammerdiener jetzt zum erstenmale gewahr, daß sie die prächtigsten Kleider und den kostbarsten Schmuck enthielt. Da London nicht fern war, mußte Georg, der Bediente, unverzüglich dahin, und schon des folgenden Tages erschienen Frauenzimmer, die das gute Landmädchen putzten und schmückten. Auch die Eltern wurden gekleidet. — Die Hütte, welche diese bisher bewohnt hatten, schenkte der Lord, sammt den dazu gehörigen Grundstücken, dem würdigsten dabey aber armen Ehepaare im Dorfe, stattete zwölf dürftige Mädchen aus, und verließ, unter tausend Segenswünschen, mit seiner Braut und in Begleitung ihrer alten Eltern, die ländlichen Gauen. Bald langte man am Gute an, wo in wenigen Tagen die Trauung auf das glänzendste vollzogen wurde.

Der Lord lebte nun wieder ganz nach seiner vorigen Weise, nur mit dem einzigen Unterschiede, daß er sprach. An seinem Tische speiste niemand außer ihm und seiner Gemahlinn; für diese war von jeher das eine Gedecke bestimmt. In eben dem Bette, was neben dem Bette des Lords stand, schlief sie.

Die Eltern wohnten in einer besondern Abtheilung des Schloßes ganz für sich, und hatten alles, was sie wünschten. — Vielleicht war nie eine Ehe glücklicher als diese. Nach zwanzig Jahren glaubte man noch liebende, nicht Eheleute vor sich zu sehen. Kinber, voll Anmuth und Grazie, hoben das Glück dieses Paares auf seine höchste Stufe. — Am letzten Tage des zwanzigsten Jahres, abermals Nachts 12 Uhr, weckte der Lord die in seinen Armen ruhente Gattinn, versicherte sie seiner innigsten Liebe, berief die Kinder, segnete sie, und übergab der Mutter ein solennes Instrument, das sie zur Eigenthümerinn zweyer ansehnlichen Landgüter machte, und jedem Kinde eine eigene große Besitzung zusicherte. Noch einmal küßte er seine Familie, befahl anzuspannen, und fuhr, ohne ein Wort zu reden, mit seinen alten beiden Dienern nach dem entferntsten seiner Schlößer, das in einer wüsten Gegend lag, und bisher nur von Dohlen und Nachteulen bewohnt wurde. Ohne alle Gesellschaft, ohne mehr Gattinn und Kinder zu sehen, und so stumm, wie ehedem, lebte hier der Lord noch vier Jahre. Man fand ihn eines Morgens todt in seinem Bette; alle Anzeichen verriethen, daß er an einen Schlagfluße starb. Auf dem Tische lag ein Papier, das die Art seiner Beerdigung enthielt: Hier eine treue Copie des sonderbaren Aufsatzes: „Auf mei-

nem Bergschloße *** in der Grafschaft — shir. am 18ten Dezember, 1755. — In eben dem Anzuge, wie man mich todt finden wird, verlange ich zur Erde bestattet zu werden. Auf dem gemeinen Kirchhofe des Dorfes am Fuße des Berges, mitten unter meinen Unterthanen will ich ruhen, kein besonderes Grab soll meine Gebeine einschließen, auch kein äußeres Zeichen zu erkennen geben, daß hier der Körper eines Menschen faule, der aus Schwachheiten zusammengesetzt war. Man lasse mich fünf ganze Tage in meinem Sterbezimmer bey offenen Fenstern und Thüren liegen, begrabe mich am 6ten vor Anbruch des Tages, ohne Gesang, ohne Gepränge, ohne Glocke und Licht. Meine Gattinn, meine Kinder und meine beyden Diener, mögen die einzigen seyn, die mich zum Grabe begleiten, und ich beschwöre sie, mir den Liebesdienst zu erweisen, und sich aller Thränen zu enthalten. — Dieses Bergschloß lasse man veröden; dieß ist mein ernstlicher Wille. — Die Baarschaft, die man bey mir findet, gehört den Armen. — Sehr lieb wäre es mir, wenn man nach meinem Absterben nicht meiner erwähnte, weder Gutes noch Böses von mir spräche, und sich gar nicht darum kümmerte, warum ich gerade so und nicht anders gelebt habe. Lord ***"

Dieses Codicill schrieb der Verstorbene fünf Tage vor seinem Tode; denn es war am

24ten

24ten Dezember des gedachten Jahres früh, als man ihn entseelt fand. Ein Freund in London hatte sein Testament in Verwahrung.

Alle Mühe, die man sich gab, die wahren, eigentlichen Ursachen dieses sonderbaren Charakters zu erforschen, war vergebens, da der Lord allen Umgang sorgfältig vermied, Jahrelang, ohne zu sprechen, ganz abgesondert von der Welt, und von keinem philosophischen Auge beobachtet, zubrachte, dann bloß in der Gesellschaft seiner Gattinn und Kinder lebte, und endlich sich auch diesen entzog, so ist es allerdings schwer, wo nicht gar unmöglich, einen vollkommenen beruhigenden philosophischen Aufschluß über seine Geschichte zu geben. Indessen kommt es mir nicht unwahrscheinlich vor daß das große Vermögen, welches er besaß, die vollkommene Unabhängigkeit, in welcher er lebte, eine ziemliche Portion Spleen, und vielleicht auch die Begierde selbst, sich durch etwas ganz Ungewöhnliches berühmt zu machen, viel zu dieser Sonderbarkeit beygetragen habe mochten. Zündete doch Herostratus den Tempel der Diana an, um seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen, und an Beyspielen mangelt es nicht, daß ein Uebermaaß von Glücksgütern schon öfter den Menschen zu den abentheuerlichsten Ideen verleitet habe. Doch dem sey wie ihm wolle,

so lehrt uns diese Geschichte dennoch immer so viel, daß Verstand und Thorheit in einem Subjekte nicht nur beysammen wohnen können, sondern daß auch ersterer oft als Werkzeug der letztern diene. Der Lord sprach durch sechs Jahre nichts; vielleicht aus dem Grunde, um sich im Schweigen zu üben, wenn er einst verheurathet seyn würde; denn er mochte wohl besorgt gewesen seyn, eine nur zu beredte Gattinn zu finden. Daß er zum Ehestande entschlossen war, liegt deutlich am Tage; die Kiste mit den Kleidern und dem Schmucke, das Bette neben dem seinigen, das eine Gedecke auf seiner Tafel, lassen hieran keineswegs zweifeln, und daß er die Damen fürchtete, erhellet daraus, weil er nach einer sechsjährigen Vorbereitung auszog, um sich ein Landmädchen nach seinem Ideale auszusuchen. Vielleicht würde er nicht volle zwanzig Jahre gesprochen haben, hätte er eine andere zur Frau genommen. — Der Engländer, Esqr. Henny, der mir diese Geschichte mittheilte, versicherte mich, daß die öffentlichen Blätter in London, nach dem Tode des Lords, die Erziehung seiner hinterlassenen Söhne, deren er viere hatte, und davon der älteste 20 Jahre alt war, nicht genug mit Lobsprüchen erheben konnten, und daß die Wittwe, die er bloß durch seinen Umgang bis zur Bewunderung ausbildete, auf die großen

Kenntnisse und Einsichten schließen ließ, welche er besaß, so wie sie ihm selbst das Zeugniß gegeben hat, daß er sich durch den zwanzigjährigen Zeitraum, den sie mit ihm durchgelebt hatte, zwar immer eigen und sonderbar, doch dabey stets als ein liebenswürdiger, einsichtsvoller, gütiger und als ein höchst billiger Mann betragen habe. — Oefter versuchte sie es, ihn nach der Ursache seines so langen vorherigen Schweigens zu befragen. Mit Ernst im Blicke antwortete er ihr: "Liebe, bey unserer Verehlichung habe ich es zur Bedingung gemacht, darnach nicht zu fragen.„ Die Gattinn unterdrückte ihre Neugierde, und drang nicht mehr in den Lord. — Nie sah sie ihn zörnen, nie traurig, aber auch niemals zu lustig; von andern Menschen sprach er niemals, beurtheilte keinen, kümmerte sich um keinen, er lobte und tadelte nichts. Was er that, that er immer mit vieler Ueberlegung. Gütig und nachsichtsvoll gegen jedermann, war er sehr streng gegen sich selbst. — Er lebte bloß für seine Gattinn und seine Söhne die er durch 20 Jahre nicht aus seinen Augen ließ. Es waren Kinder der unverdorbenen Natur, Kinder von gebildetem Herzen und einem aufgeklärten mit Sachkenntnissen genährten Verstande.

Diese Geschichte giebt uns übrigens noch den Beweis, daß der Mensch, wenn er ernstlich

will, außerordentlich viel über sich selbst vermag. Sechs Jahre sich der Sprache zu enthalten, nach einem bizarr entworfenen Plane pünktlich zu leben, durch 20 Jahre keine Blößen zu geben, und sich dann plötzlich aus den Armen der Liebe zu reissen, sich von dem zu trennen, was dem Menschenherzen am nächsten ist, und sich wieder das Gesetz eines ewigen Schweigens und eines ganz isolirten Zustandes aufzulegen, und solches treulich bis an's Ende zu beobachten, das sind allerdings unwiderlegliche Beweise von der Stärke des menschlichen Willens, von der Macht des Menschen über sich selbst. — Der Lord würde Bewunderung verdienen, hätte er diese Stärke auf einen löblichen, gemeinnützigen Gegenstand verwendet, hätte er mit dieser Festigkeit einen Vorsatz auszuführen gesucht, der eine große, wichtige, der Gesellschaft nützliche Unternehmung beabsichtet hätte; aber so zeigte er sich nur stark im Sonderbaren und Ungewöhnlichen, das eben darum, weil es sonderbar und ungewöhnlich ist, vor dem Richterstuhle der gesunden praktischen Vernunft nicht bestehet.

II.

Der Mann nach der Minute. — Ein Sonderling aus Schmerz über das Absterben ihm theurer Personen.

In einer nicht unbedeutenden Handelsstadt des Russischen Reichs, wohnte, seit fünf und zwanzig Jahren ein Deutscher von Geburt, der bloß von den Zinsen eines ansehnlichen Capitals lebte, Gatte einer verehrungswürdigen Frau, und Vater von zween hoffnungsvollen Söhnen war, die er der Handlung gewidmet hatte. Man kannte ihn allgemein, als einen rechtschaffenen Mann, der keinen Tag vorbey ließ, ohne ihn nicht mit einer Wohlthat zu bezeichnen. Selbst ehedem Kaufmann, hatte er eine besondere Vorliebe, für diesen Stand, und das war auch der Grund, warum er seine Söhne demselben weihte. Beyde arbeiteten auf Schreibstuben, und wohnten außerhalb des väterlichen Hauses, welches sie nur an festlichen Tagen besuchen durften. An einen solchen Tage war's, daß die Gattinn des ehmaligen Kaufmannes, als sie eben ihre schon seit einiger Zeit nicht

gesehenen Söhne empfieng, vom Schlage gerührt wurde, und todt dahin fiel. Der ältere Bruder entsetzte sich darüber so sehr, daß ihn noch am selbigen Tage ein heftiges Fieber ergriff, und binnen 21 Tagen hinwegraffte. Der Jüngere machte kurz darauf eine Reise zur See, und hatte das Unglück, bey einem Schiffbruche, ein Raub der Wellen zu werden. In eine tiefe Schwermuth versank der verwittwete Vater; auf so viele schnell auf einander folgende Stöße war er nicht gefaßt. Seine Lieben waren dahin, und mit diesen auch alles, was ihn an die Welt band, was ihm das Leben angenehm machte. Er verkaufte sein großes Haus in der Stadt, und bezog auf dem Lande ein kleines Gartengebäude. Er, ein alter Gärtner, dessen Frau, zwey Söhne und eine Tochter und eine Magd, waren die Bewohner alle dieses Gebäudes. — Nie verließ es der Kaufmann, doch blieb jedermann, der ihm einen Besuch geben wollte, der Zutritt gestattet, und er bekam der Besuche nicht wenige; denn die Sonderbarkeit seines jetzt angenommenen Charakters, die bald weit umher bekannt wurde, zog Neugierige ohne Zahl herbey. —

Vier Uhr acht und vierzig Minuten des Morgens, nicht früher und nicht später, mußte der jüngere Sohn des Gärtners denselben wecken. Eilig stand er auf, und warf sich in

armenische Kleidung, die er vordem nie getragen hatte. Drey Minuten waren dazu bestimmt, und zwar so, daß er eine Minute zum Waschen und Kämmen, und zwo zum Ankleiden bedurfte. Niemand erinnert sich, daß er je eine längere Zeit zu diesem Geschäfte gebraucht hatte. Zwölf Minuten lang sang er religiöse Lieder, deren keines er aber endete. Alsbald der Zeiger seiner Taschenuhr, die er immer in der Hand hielt, und nur beym Schlafengehen zur Seite legte, auf fünfe wies, hörte er auf zu singen, selbst mitten in einem Worte, gieng an den Caffeetisch, der indeß zubereitet wurde; und frühstückte durch fünf Minuten. Gewöhnlich ward ihm diese Zeit zu kurz; doch dieß hatte nichts zu sagen: der Weiser stand auf der fünften Minute, und da mochte die Tasse voll oder zur Hälfte geleert seyn oder nicht, man mußte abräumen. Geschah es, daß er mit dem Frühstücke eher fertig geworden, so hielt er dennoch das Gefäß so lange am Munde, bis die fünfte Minute pünktlich vorüber war. Geschwind stellte er hier die Schale nieder, und eilte schnellen Schritts zu seiner Casse, mit deren Ueberzählung er sich bis sechs Uhr, also 55 Minuten lange beschäftige. Die Summe, die er des Tages über zu verzehren gedachte, legte er unter dieser Zeit in kleiner Münze auf ein dazu bestimmtes Tischgen hin. Damit mußte die

Gärtnerinn, die seine Haushaltung führte, schlechterdings auslangen; denn was er einmal hingezählt hatte, das vermehrte er auch um keinen Pfenning; doch war es die meistenmale so viel, daß noch etwas übrig blieb, welches ihm nicht mehr verrechnet werden durfte. Was man ihm zum Genuße aufsetzte, damit war er zufrieden, und jedermann im Hause hatte den Verbot, ihn zu fragen, was er essen oder trinken wolle. Die Gelder, die des Tages einkamen, mußte der Gärtner, so wie er sie empfieng, auf einander folgend, auf ein anderes Tischgen neben der Casse legen, und zur Zeit der Casse-Revision gegenwärtig seyn, um anzuzeigen, von wem und wofür er jede Post empfangen. Hier quittirte der Kaufmann, und trug genau jede Kleinigkeit in sein Empfangsbuch ein. Ereignete es sich, daß diese Verrichtung nicht mit dem Schlage 6 Uhr geendet war, so ward sie unterbrochen, und auf den folgenden Tag verschoben. Der Kaufmann schloß die Casse zu, aber auf dem Tische blieb alles so liegen, wie es lag. — Um 6 Uhr gieng er in den Garten, wo er, mit der Uhr in der Hand, bis halb sieben, mithin 30 Minuten lang, auf und nieder spazierte, die Gewächse und Pflanzen besah, und dem ihm begleitenden Gärtner die nöthigen Aufträge gab. Um halb sieben Uhr kam der Geistliche und das ganze Haus wohnte

dem Gottesdienste in einer kleinen Capelle bey, der jedoch nicht länger, als bis 7 Uhr dauern dürfte. Jetzt erschienen die beyden Söhne des Gärtners vor dem Kaufmanne, fünf Minuten standen sie vor ihm. Unverrückt hieng sein Auge an dem Jünglinge, und man bemerkte, daß jedesmal eine Thräne in demselben glänzte. Er sprach kein Wort; wandte sich mit der fünften Minute schnell von dem Knaben seitwärts, und verließ den Garten. Fünfzig Minuten unterhielt er sich nun mit den Fremden, die ihn besuchten; — denn nur um diese Zeit und so lange war er zu sprechen, ohngeachtet sein Haus durch den übrigen Tag für niemand verschlossen wurde. Waren diese fünfzig Minuten um, so neigte er sich freundlich gegen die Anwesenden, begab sich auf ein kleines Zimmer, aus dessen Fenster er eine weite Ebene, die im Hintergrunde ein Amphitheater von Bergen hatte, übersehen konnte. Nur fünf Minuten, also bis acht Uhr, hielt er sich täglich in diesem Zimmer auf, und stand am Fenster. Acht Uhr zeigte der Zeiger, und die Tochter des Gärtners meldete ihm, daß sie schon die Pfeiffe gestopft habe. Der Kaufmann verfügte sich auf seine Wohnstube, setzte sich, nach Art der Türken, auf einen niedrigen Polster, mit kreuzweis über ein ander geschlagenen Füssen, und schmauchte. Das Mädchen mußte, so

lang er schmauchte, ihm zur Seite stehen. Gewöhnlich sprach er folgendes, und nie was anderes mit ihr.

Der Kaufmann. Wie heißt du?

Das Mädchen. Pawlowna.

Der Kaufmann. Wie alt bist du, Pawlowna?

Das Mädchen. Achtzehn Jahre.

Der Kaufmannn. Achtzehnjährige Pawlowna, ich sechzigjähriger Mann rathe dir, heurathe niemals. — Du stirbst, deine Söhne sterben, und dein Gatte wird ein Opfer des Jammers. — Der Rauch steigt schon aus dieser Pfeiffe empor, aber er ist nicht von Dauer, er verfliegt. So ist's mit dem Glück des Menschen auf Erden auch. — Geh', achtzehnjährige Pawlowna, dreyßig Minuten nach acht sind sogleich vorüber.

Dieß war das tägliche Gespräch des Kaufmannes mit dem Mädchen. Nie gebrauchte er einen andern Ausdruck. Nur rückte er in den Jahren, immer um eins, nach Jahresfrist, weiter. Um halb acht Uhr gieng er auf eine andere geräumige Stube, wo er Thon und Wasser auf einem Tische liegen hatte. Hier schürzte er seine Aermel auf, und bildete aus dem Thone kleine männliche Figuren, die er bald in solcher Vollkommenheit lieferte, daß man sie mit allem Rechte Meisterstücke nennen konnte. Man will bemerkt haben, daß

diese Figuren eine auffallende Aehnlichkeit mit seinen verstorbenen Söhnen hatten. Bis zwölf Uhr Mittags beschäftigte er sich täglich mit dieser Arbeit, wusch sich dann die Hände, und gieng zu Tische. Er aß stehend, nie mehr als 2 Gerichte, trank bloß Wasser, und widmete dazu 30 Minuten. Es war halb ein Uhr, und man sah ihn im Garten, wo er wieder 30 Minuten mit starken Schritten auf und ab gieng, ja man kann sagen, lief. Um ein Uhr legte er sich, immer mit der Uhr in der Hand, auf ein kleines Ruhebette in seinem Schlafzimmer, nieder, und schlief bis viertel auf zwey, mithin 15 Minuten. Nie verspätigte er sich, gerade mit der 15ten Minute erwachte er jedesmal, hob sich, und eilte nach dem Zimmer, woraus er die oben gedachte schöne Aussicht hatte. Unten waren bereits die Armen der Gegend versammelt, denen er täglich eine gewisse Summe Geldes herabwarf. Dieß dauerte abermals 15 Minuten. Um halb zwey kam der Gärtner, brachte Tinte, Feder und Papier; der Kaufmann setzte sich, und rechnete bis 5 Uhr. Man fand nach seinem Tode über zwanzig Risse Papier mit Zifern beschrieben, und darunter die schwersten arithmetischen Aufgaben meisterlich aufgelöst. Um 5 Uhr begab er sich nach der Capelle, bethete 30 Minuten lang mit lauter Stimme, meditirte dann wieder 30

Minuten, und begab sich nach dem Speise-zimmer. Hier fand er ein weich gesottenes Ey, ein Stückchen weisses Brod, und ein Glas Wasser. Dieses genoß er eh' drey Minuten verflossen. Jetzt zog er eine Glocke, und der alte Gärtner, seine Frau, die Kinder, und die Magd fanden sich ein. "Habt Acht auf's Feuer, sagte er, bethet und wachet, auf daß ihr nicht in Versuchung verfallet. Der Herr sey mit euch;" gab jedem eine kleine Münze, küßte den Gärtner auf die Stirne, drückte den andern die Hand, und verschloß sich auf seinem Schlafzimmer, das er nicht wieder eher öffnete, als bis Morgens 4 Uhr 48 Minuten der jüngere Sohn des Gärtners an die Thüre kam, und anklopfte. — Nun gieng alles wieder so seinen Gang fort, wie am vorigen Tage, und so hielt er es Jahr ein, Jahr aus. Nur am Neujahrstage machte er eine Ausnahme von der Regel. An diesem Tage zog er seine Uhr nicht auf, schlief, bis es hell ward, trank Chokolade, wohnte länger dem Gottesdienste bey, der auf das feyerlichste um 10 Uhr abgehalten wurde, gieng in seinem Hochzeitskleide, sprach mit dem Mädchen nicht wie gewöhnlich, bildete keine Figuren aus dem Thone, kam nicht in den Garten, sondern hielt sich den ganzen Tag in des Gärtners Wohnung auf, mit dessen Familie er auch an einem Tische speiste, und

Wein trank. An diesem Tage konnte ihn jedermann zu jeder Stunde sprechen; er war aufgeräumt, und wußte die interessantesten Anekdoten zu erzählen. Erst um 12 Uhr Nachts gieng er schlafen, zog seine Uhr auf, und war früh wieder ganz der vorige.

So brachte der Mann 10 volle Jahre zu. In den Armen des Gärtners starb er eines sanften Todes. Sein Sterben war ein Einschlummern ohne Erwachen. Er war nicht krank; blos Schwäche des Alters, — er zählte 70 Jahre, — hatte seine Augen auf ewig geschlossen. In seinem letzten Willen, den er lange zuvor schon gerichtlich niedergelegt hatte, war der Gärtner als Universalerbe eines überausgrossen Vermögens ernannt, und verpflichtet, alle Jahre, eine gewisse Summe, an dem Sterbetage des Kaufmannes, den Armen der Gegend eigenhändig, mit der ihm zurückgelassenen Armenischen Kleidung angethan, auszutheilen. Nach dem Tode des Gärtners, mußten die Kinder diese Pflicht erfüllen.

Herr Jusoff, ein sehr geschickter Russischer Arzt, den ich 1784. in Leipzig kennen lernte, und dem ich diese Geschichte verdanke, versicherte mich, daß sein verstorbener Vater ebenfalls ein Arzt, den sonderbaren Mann genau gekannt, und mehrere Jahre lang beobachtet habe. Er starb 1750.

Der Schmerz über den unvermutheten Todesfall einer geliebten Gattinn, und der Verlust der ihr bald im Tode gefolgten Söhne, dieß waren unstreitig die Ursachen, die die Seele des Kaufmannes verstimmten; zu welcher Verstimmung dann noch das einsame Leben desselben auch das Seinige beytrug. Das Sonderbare schien ihr Trost zu gewähren, und verschoben von dem Punkte der richtigen Beurtheilung, bemerkte sie das Inconsequente nicht, worein sie verfiel. — Der Verrückte glaubt sehr vernünftig zu denken und zu handeln; wo alle Welt Widersprüche ihn häufen sieht, da findet er den größten Zusammenhang, die vollkommenste Uebereinstimmung. — Eine verstimmte Seele scheint mir, den ersten Schritt zur Verrücktheit gethan zu haben. — Der gute Mann band sich sklavisch an jede Minute; ich halte dafür, daß er auf diese Art die Zeit fest halten, und ganz benützen wollte; denn er schloß aus den Todesfällen seiner Lieben auf die Kürze des menschlichen Lebens, und dachte solche mit Ausfüllung jeder Minute zu verlängern. Da ihm der Tod das Theuerste, was er besaß, so unbarmherzig raubte, so hielt er auch nichts mehr für wichtig hiernieden, und darum hatten auch seine kleinlichen und einerleyartigen Beschäftigungen hinlänglichen Reiz für ihn. Er befand sich in dem Seelenzustande eines Kindes, dem Tändeleyen Wichtigkeiten sind.

III.

Der Sonderling aus Furcht vor eingebildeten Feinden.

In Arolsen, im Waldekischen starb 1776. ein Mann, der sechzehn Jahre hindurch eine Lebensart führte, vermöge welcher er mit allem Rechte in die Klasse der Sonderlinge gesetzt werden kann. Er wohnte auf einer Dachstube, deren Einrichtung schon von der besondern Denkart ihres Bewohners zeugte. Die Thüre war mit eisernen Stangen verriegelt, und konnte nur zum Theil aufgemacht werden, weil starke Stricke in die eine Wand und an die Thüre befestiget waren. Brachte man ihm Essen und Trinken, oder andere Nothwendigkeiten, so machte er nur so weit auf, als nöthig war, das Gebrachte hineinzunehmen; denn er litt nicht, daß jemand die Stube betrat; und ließ nur bey bedeutenden Krankheiten den Pfarrer, Arzt und Aufwärter zu sich. Ueber und in die Stubenthüre hatte er Schießscharten in die Wand gegraben, die weder in noch außer der Stube bemerkt werden konnten. Er war mit einer An-

zahl Flinten und Pistolen, und allen Erfordernissen zum Schießen immer versehen. In der Stube befand sich ein eiserner Ofen; die Oeffnung desselben vermachte er auf das sorgfältigste, und umschloß ihn mit eisernen Ketten, die an einem massiven Haken hiengen. Dagegen verfertigte er sich selbst einen überaus künstlichen erdenen Ofen, den er innerhalb der Stube heitzte, und auf dem er zugleich das Theewasser kochen, Chokolade machen, Biscuit u. d. gl. backen konnte. Und da er alles in der Stube haben mußte, so verdient auch sein Retirade erwähnt zu werden: diese hatte er ebenfalls selbst erfunden und gemacht, und so eingerichtet, daß sich eine Art von Ventilen sogleich verschloßen, wenn er Gebrauch davon gemacht hatte. Auf diese Art sicherte er sich vor allen übel riechenden Ausdünstungen. Seine Bettstelle, Tische, Stühle, Vogelkäfige, ja sogar alle seine Kleidung, hat er sich selbst verfertigt, und überall entdeckte man eine besondere Erfindung und Geschicklichkeit. Reinlich war er im höchsten Grade, und jede seiner Arbeiten hatte den Vorzug der Bequemlichkeit. Er führte eine wirklich kostbare Lebensart, die er mit dem im Kriege erworbenen und größtentheils auf Leibrenten angelegtem Gelde wohl bestreiten konnte. So wenig er seinem Leibe abzog, so wenig war er auch unerkenntlich gegen die Personen, die

mit

mit ihm in Verbindung standen. So hat er einstmals dem Pfarrer in Arolsen einen alten Kalender am Neujahrstage überschickt, und zwischen jedes Blatt einen Dukaten gelegt. Auch seine Aufwärterinn und andere Personen, die Vortheile von ihm hatten, verloren ihn sehr ungerne.

Nicht lange vor seinem Tode entschloß er sich, einen Vetter zu sich zu nehmen; es war ein junger Mensch von 18 Jahren, diesem versprach er, sein ganzes Vermögen zu übermachen, wenn er zu ihm zöge. Der junge Mensch that es. Er mußte so leben, wie sein Onkel, und durfte niemals wieder aus der Stube. Die Folge war, daß der junge Mensch an der Abzehrung starb. Daß derselbe krank war, wußte man im Hause, weil der Pfarrer und der Arzt waren geholt, und auf das Zimmer gelassen worden; aber sein Tod blieb unbekannt, bis des Morgens ganz früh unser Sonderling einen Brief den Herrn des Hauses herausreichte, worinn er denselben ersuchte, den Verstorbenen, den er Nachts in Bettücher gewickelt, in einem Winkel an der Stiege gelegt hatte, beerdigen zu lassen. — Die Träume hielt er für eine Art von göttlicher Eingebung, und schrieb sie sorgfältig jedesmal Morgens sogleich auf.

Er starb, ohne daß ein Mensch davon etwas gewahr wurde. Als man Nachmittags

die Thüre aufschlagen ließ, fand man ihn so ordentlich im Bette liegend, als hätte er zum Sterben absichtlich sich zurechte gelegt. Vermuthlich war er vom Schlagfluß gerührt worden.

Die Ursachen, welche diesem Manne zum Sonderling machten, sind folgende: Einmal herrschte in seiner ganzen Familie etwas Tiefmelancholisches; mehrere Jahre brachte er mit wichtigen, äußerst anstrengenden Kopfarbeiten zu; hatte immer Geschäfte, die ihm nicht gestatteten Theil an der Gesellschaft zu nehmen, und trug sich endlich mit einer Vorstellung herum, daß er mächtige Feinde habe, die ihm nach dem Leben trachten. Die Vorstellung gewann so viel Gewalt über ihn, daß er, um sicher zu seyn, allen Umgang vermied, sich einsperrte, verriegelte, und mit Wehr und Waffen versah.

IV.

Der sonderbare Ehemann; oder: Er sah seine Gattinn nur einmal des Jahres.

Im fünf und vierzigsten Jahre heurathete Herr *** ein liebenswürdiges Mädchen von zwanzig. Drey Tage nach der Trauung kam

er des Abends auf das Zimmer der jungen Frau, küßte sie mit Zärtlichkeit, und versicherte sie seiner innigsten Liebe; "doch diese Liebe zu erhalten, sagte er, ist es nothwendig, daß ich Sie verlasse; unser täglicher Umgang würde uns einander bald zur Last machen, und die Flamme unserer Liebe ersticken. Eins muß sich nach dem andern sehnen, eins dem andern werth und theuer bleiben, keines darf das andere auswendig kennen; wir müssen selten einander sehen. Zu diesem Ende, meine Liebe, bin ich fest entschlossen, dieses Haus noch diese Nacht mit einem andern zu verwechseln, und solches des Jahres nur einmal zu betreten. Sie sollen es allein mit ihrer weiblichen Bedienung bewohnen. Nichts soll Ihnen mangeln; jedem Ihrer billigen Wünsche will ich zuvorkommen, und Ihnen jedes anständige Vergnügen bereiten. Heute über's Jahr, bin ich wieder in Ihrer Gesellschaft, verweile drey Tage an Ihrer Seite, und verlasse Sie dann zu der nämlichen Stunde wieder, in der ich mich heute absondere. Sie besuchen mich niemals. Bringt uns das Ohngefähr irgendwo zusammen, so begegnen wir einander wie Menschen von Erziehung, von feiner Lebensart, ohne es der Welt merken zu lassen, daß wir Mann und Frau sind."

Die Dame war erstaunt, wollte reden, aber der Gemahl ließ sie nicht zu Worten kommen. Er fuhr fort:

„Ich weiß alles, was Sie mir sagen wollen, und fühle es mit Ihnen, daß mein Antrag etwas Revoltirendes in sich faßt. — Wir beyde müssen uns einige Gewalt anthun. — Sollten Sie, wie ich nicht zweifle mit Kindern gesegnet werden, so bleiben die weiblichen immer, die männlichen aber nur bis zum siebenten Jahre unter Ihrer Leitung. — Leben Sie wohl, wohl bis auf's Wiedersehen heute nach einem Jahre."

Hier küßte Herr *** seine Gemahlinn, entfernte sich schnell, sprang in den Wagen, und fuhr davon. — Die gute Frau wußte nicht, was sie denken sollte; man überredete sie, es für Scherz zu nehmen. Doch es war völliger Ernst des Gemahls; er bezog wirklich ein anderes Haus in der Stadt, und niemand konnte ihn zur Rückkehr bringen. Seine Bedienung bestand blos aus Männern, und so viele Augen ihn auch beobachteten, so sah ihn doch keines in weiblicher Gesellschaft. — Seine Gemahlinn wagte es, ihm einen Besuch zu geben; er ließ sie recht sehr bitten, sich seiner Worte zu erinneren, und nahm den Besuch nicht an. Sie schrieb ihm Briefe; er antwortete ihr nur einmal, und zwar mit folgenden Worten:

"Meine Theure!„

"Mein Entschluß ist unabänderlich. Vergebens mühen Sie sich, mich eines anderen Sinnes zu machen. Verlangen Sie alles, und es soll Ihnen gewährt werden; nur das nicht, daß ich Sie öfter als des Jahres einmal besuche. Ich liebe Sie von ganzem Herzen, und wünsche wirklich, daß das Jahr bald zu Ende wäre, um mein Herz gegen Sie reden zu lassen. Sie werden mir schätzbarer, theurer; dieß glauben Sie mir ohne Schwur. — Sollten Sie mir noch öfter schreiben wollen, so sage ich Ihnen zum voraus, daß ich Ihre Briefe zwar annehmen, auch lesen, aber nicht beantworten werde. Ich küße Sie mit wahrer Zärtlichkeit — und bin — ewig der Ihrige.„

Man versuchte es, ihn durch kluge Freunde von der sonderbaren Grille zu befreyen; aber die Klugheit der Freunde scheiterte an dem Scharfblicke des Herrn ***. Es war nicht möglich, ihn von seinem Entschluße abzubringen. Von der Liebe zu seiner Gemahlinn gab er die stärksten, die unverdächtigsten Beweise. Er unterhielt einen eigenen Arzt, der sich täglich um ihr Befinden erkundigen, und ihm davon Nachricht geben mußte. Er überhäufte sie mit Geschenken, und überraschte sie mit den ausgesuchtesten Vergnügungen; doch vermied er aber sorgfältig jede Gelegen-

heit, mit ihr zusammen zu kommen. Die Gesellschaften, welche sie besuchte, waren nicht die seinigen, so wie er überhaupt wenig, außer in Geschäften, unter Menschen gieng. Mit einem Geistlichen, der sein intimer alter Freund war, unterhielt er sich am meisten. Dieser mußte ihm feyerlich zusagen, nie der Gemahlinn, und des Entschlußes, von ihr getrennt zu leben, auch nur mit einer Sylbe zu erwähnen. — Diesen Geistlichen suchte man zu gewinnen, und beredete ihn dahin, daß er gestattete eine unvermuthete Zusammenkunft der beyden Eheleute in seinem Hause zu veranstalten. Da ein Tag in der Woche bestimmet war, an welchem Herr *** bey dem Geistlichen sich sicher einzufinden pflegte, um eine Partie Schach mit ihm zu spielen, so war es leicht, ihn da zu treffen. Herr ***. erschien zur gewöhnlichen Abendstunde. Der Geistliche und er spielten. Als beyde mitten im Spiele begriffen waren, läßt sich ein fremder Herr melden. Der Geistliche geht dem Fremden entgegen, allein dieser kommt ihm zuvor, und tritt mit einer verschleierten Dame in's Zimmer. Herr ***. erkennet den Fremden; es war ein Anverwandter von ihm, nimmt seinen Hut, und empfiehlt sich. "Nicht doch, sagt der Anverwandte, diese Dame da bittet um die Ehre Ihrer Bekanntschaft. Bey diesen Worten schlägt die Dame ihren Schleyer

zurück, und fällt ihren Gemahle um den Hals. Dieser schweigt, windet sich los, wirft einen Blick des Unwillens auf den Geistlichen, und stürzt zur Thüre hinaus. — Noch in selbiger Nacht verließ er die Stadt, und begab sich auf eines seiner entferntern Landgüter, von woher er dann nachstehenden Brief an den Geistlichen schrieb.

"Wir waren Freunde, und sind es nicht mehr. Der mich hintergeht, kann mein Freund nicht seyn, so wenig als ich der seinige. Nach einem halben Jahre hätte mich meine Gattinn gesehen, und gesprochen; Sie sind Schuld daran, wenn sie von nun an noch ein ganzes Jahr warten muß. Es ist Ihre Pflicht, ihr diese Nachricht zu bringen. Leben Sie wohl.„

Was Herr ***. schrieb, hielt er auch treulich. Erst nach einem vollen Jahre kam er in die Hauptstadt zurück. Abends 10 Uhr hielt er vor dem Hause seiner Gemahlinn. Auf den Flügeln der Liebe flog sie ihm entgegen. — Es war eine Scene des Entzückens, das Ehepaar sich umarmen zu sehen. Drey Tage lebten sie ein Elysium; es hatte das Ansehen, als wenn sie erst getraut worden wären. An eine Wiederentfernung ward nicht gedacht. Am Schluße des dritten Tages, Abends um 10 Uhr, trat Herr ***. in Reisekleidern auf das Zimmer seiner Gemahlinn. "Die Stunde ist da, sagte er, daß wir uns trennen;

ein Jahr, und wir sehen uns wieder.„ Die liebende Gattinn umschlang ihn mit beyden Armen, drückte ihn an ihr Herz, und rief: "Ich lasse dich nicht! — Ich lasse dich nicht, Geliebter!„ Sie bat, sie weinte, sie fiel zu seinen Füssen. Ungerührt blieb Herr ***, schellte, eine der aufwartenden Mädchen kam. "Sorget für eure Gebieterinn„ sprach er, und eilte davon. Vor dem Hause wartete schon der Wagen. In einem Fluge gieng es auf das Landgut, wo er wieder ein ganzes Jahr zubrachte. — So trieb es Herr *** eilf Jahre lang, und würde vielleicht noch länger diese Sonderbarkeit fortgesetzt haben, hätte ihn nicht der Tod hinweggerafft. Er starb unversehens auf seinem Landgute, hinterließ ein großes Vermögen, und zwo Töchter, welche die Freude der Mutter waren. — — Alle, die ihn kannten, wie auch seine Gemahlinn versicherte, daß er übrigens ein sehr einsichtsvoller Mann war, der mit den besten Herzen zugleich die seltensten Kenntnisse verband, und eine ungemeine Strenge gegen sich selbst bewies. Von Liebe und Ehe hatte er eigene Begriffe, und diesen Begriffen muß man die Anomalie an ihm zuschreiben. Was er einmal für wahr erkannte, wozu er sich nach einer langen vorhergegangenen Ueberlegung entschloß, darauf beharrte er unerschütterlich, und niemand war im Stande, seiner Denkart und seinem Willen eine andere Wendung zu geben.

V.

Der immer beschäftigte, und doch kein Geschäft endende Mann.

Einige Jahre hindurch hatte ich Gelegenheit, den Mann, dessen Geschichte ich hier liefere, zu beobachten. Jene, die ihn gekannt haben, und deren giebt es nicht wenige, müssen mir das Zeugniß geben, daß ich auch nicht den kleinsten Zug in dem Charakter dieses Mannes übertreibe. Er war ein Sonderling, ohne es selbst zu wissen.

"Sie besuchen mich morgen früh 9 Uhr, lieber Freund; ich habe etwas sehr nothwendiges mit Ihnen abzuhandeln. Daß Sie ja gewiß kommen, ganz gewiß.„

"Sie können sich darauf verlassen, — antwortete mein Held, einem Gönner, der mit ihm zufälliger Weise auf der Straße zusammen kam. — Schlag 9 Uhr bin ich bey Ihnen. Kein Geschäft soll mich abhalten.„

Der Morgen rückte heran; es schlug 9, — es schlug 10 Uhr, es ward Mittag; Herr Orgill, — so will ich einstweilen diesen Mann nennen, — erschien immer noch nicht. Erst gegen Abend meldete ihn der Bediente.

"Aber um des Himmels Willen! wo bleiben Sie? Jetzt ist es zu spät; Sie haben Vortheile von Bedeutung versäumt."

Herr Orgill. Unmöglich konnte ich eher kommen; ich bin so beschäftigt, so mit Aufträgen überhäuft, so geengt: — daß —

Der Gönner. Daß Sie also Ihr Wort nicht geben sollen; wenn Sie voraus sehen, es nicht halten zu können.

Herr Orgill. Ich schlief die ganze Nacht nicht, ich arbeitete bis an den Morgen, bedürfte eines Buches, suchte es unter hunderten in Kisten und Schränken; es war 8 Uhr. Ich gieng, ohne des fatalen Buches wegen, die angefangene Arbeit geendet zu haben, zu Ihnen; aber zum Unglück begegnete mir ein Bekannter. Dieser sprach mit mir; ich stand wie auf Nadeln, und konnte nicht von ihm kommen. Endlich riß ich mich dennoch los, kam an das Haus des Advokaten Klingstern; "gehst eben vorbey, dachte ich, ein Sprung die Treppe hinauf, und ich bin eines Auftrages, den mir einer meiner Freunde schon lange gemacht hatte, quitt." — Der Advokat hält mich auf, und ersucht mich, ein andermal zu kommen, weil es ihm jetzt an Zeit gebräche, meinen Vortrag, der freylich etwas in's Weitläufige fiel, anzuhören. Ich verlasse den Rechtsfreund, und wurde erst nun mit Erstaunen gewahr, daß ich

mich bis zur Mittagsstunde verweilt hatte. Geschwind begab ich mich nach einem Gasthause, um ja den Nachmittag ganz zu gewinnen. Kaum hatte ich einige Löffel Suppe zu mir genommen, als mir einfiel, daß ich Briefschaften von Wichtigkeit in meiner Tasche trage, die schon seit Tagen hätten abgegeben werden sollen. Ich lasse alles liegen und stehen, um mich dieses Geschäfts zu entledigen. Auf dem Wege stoße ich an einen Kaufmann, dessen Bücher ich in Ordnung zu bringen angefangen, aber anderer Verrichtungen wegen nicht zu Stande bringen konnte. Er bittet, er beschwöret mich, ja meine Arbeit zu enden. Ich konnte ihm nicht widerstehen, und gehe mit ihm —

Der Gönner. Und ordneten die Bücher —

Herr Orgill. Wenn Zeit dazu gewesen wäre! Wir speisten; ein Wort gab das andere, Gespräche mancherley Art spannen sich an. Ich sehe nach der Uhr, es war in der fünften Stunde, wo ich schlechterdings nach Hause mußte, um einige Briefe zur Post fertig zu machen.

Der Gönner. Sie schrieben also die Briefe, und brachten sie zur Post?

Herr Orgill. Ich würde weniger verdrüßlich seyn, wäre dieß geschehen; aber, leider, so sind die Briefe weder noch ange-

fangen. Mein früh unvollendet liegen gebliebener Aufsatz, den ich auf dem Tische erblickte, forderte mich auf, einige gute Gedanken mußte ich zu Papiere bringen, und vergaß der Briefe gänzlich. Der heranrückende Abend erinnerte mich, daß ich auch noch Ihnen einen Besuch schuldig sey. Ich mache mich auf, laufe mehr, als ich gehe, und bin nun da, mich zu entschuldigen, daß ich nicht früher kommen konnte.

Der Gönner des Herrn Orgill lächelte, beschied ihn auf ein andermal, und entfernte sich.

Diese Scene ist ein kleines Gemälde von dem Charakter des Herrn Orgill. Er fängt tausend Sachen an, und endet keine. Er klagt unaufhörlich über zu gehäufte Geschäfte, und doch siehet man ihn selten eins mit dem erforderlichen Eifer betreiben. Indem er sich von dem Hauptgegenstande entfernt, verwickelt er sich in Nebendinge, die ihm Zeit und Geduld rauben. Wo er einen geebneten Weg vor sich hat, da betritt er ungangbare Pfade. Wo keine Schwierigkeiten, keine Hinderniße sind, da schafft er sich welche. Er ist immer geschäftig, und macht doch nichts. — Erzählt er uns einen Vorfall, eine Begebenheit, eine Geschichte, so erwarten wir vergebens das Ende, den Ausgang derselben. Er hält mitten in der Erzählung inne, schützet ein un-

vermeidliches Geschäfte vor, und empfiehlt sich. — Man ladet ihn zu Tische; er kommt des Abends; Geschäfte hinderten ihn zur Tafelstunde zu erscheinen. — Er ist in Gesellschaft, man promenirt; aber jetzt fallt ihm ein, daß er da und dort Verrichtungen habe, und er verläßt eilig seine Freunde. In dem Wörterbuche seiner Sprache stehet das Wort gehen nicht; er lauft, er hüpft, er springt nur immer, und trift doch allenthalben spät ein. Er ist müde, er kann kein Glied rühren, er schwitzt und keucht, und doch — hat er nichts gethan. — Die Besuche, welche er giebt, giebt er zur Unzeit, damals, wo er seine Freunde entweder nicht sprechen kann, oder wo sie bereits ausgegangen sind. "War ich doch gestern bey Ihnen gewesen,, sagte er einst zu einem Freunde, der vergebens auf ihn gewartet hatte; aber Sie waren schon zu Bette, es war Nachts 12 Uhr. — Jedes Geschäft greift er verkehrt an, und vervielfältigt es so, daß er, nachdem er Tagelang daran gearbeitet hat, wieder von vorne anfangen, oder es gar liegen lassen muß. — Männer, die Herrn Orgill seit 30 Jahren kannten, versicherten, daß sie ihn nie anders gefunden hätten. — Er lebte nur von der Unterstützung anderer, die sich an dem Sonderbaren seines Charakters belustigten, und ihn daher Theil an ihrem Ueberfluße nehmen ließen.

Einige Jahre war er von meiner Bekanntschaft; ich entdeckte mancherley schätzbare Kenntnisse an ihm, aber ich kann bis jetzt nicht bestimmen, worauf er sich wohl in seiner Jugend eigentlich verlegt haben mochte. Er selbst ließ sich darüber nie deutlich aus. Ich vermuthe, daß seine Erziehung auf keinen bestimmten Lebensberuf losarbeitete, daß er ohne Plan, ohne Endzweck Kenntniße gesammelt habe, und keinen redlichen, verständigen Freund an seiner Seite hatte, der ihn fürs praktische Leben gebildet hätte. Gewohnt von jeher, von den Wohlthaten anderer zu leben, vergaß er darauf, sich selbst einen eigenen Heerd zu bauen, und ward endlich der Mann, wie ich ihn dargestellt habe.

VI.

Er gieng auf Reisen, um Geister zu sehen. — Eine Spanische Novelle.

Dom Fernando.

Jago, wir reisen, wähle zwey der besten Pferde aus meinem Stalle; geschwind, tummle dich!

Jago. Gnädiger Herr, die Nacht ist so stürmisch; die Winde heulen so erschrecklich.

Dom Fernando. Eben darum reisen wir; es ist eine wahre Geisternacht, die wir benutzen müssen. Säume nicht; ich brenne vor Begierde, ein Abentheuer mit Geistern zu bestehen. In meinem Felleisen befindet sich alles, was zu diesem Geschäfte erforderlich ist.

Jago. Aber, gnädiger Herr, wohin gehet die Reise?

Dom Fernando. In schauerliche, fürchterliche Gegenden, in die dichtesten Wälder, Bergkluften und Höhlen, auf verödete Schlösser, mit einem Worte, überall hin, wo es recht gespenstermäßig aussieht, wo einem die Haare am hellen lichten Tage zu Berge stehen, das Blut in den Adern stocket, und die Worte auf der Zunge ersterben.

Jago. Und gnädiger Herr, da soll ich überall hinter drein?

Dom Fernando. Es soll dich nicht reuen; es muß ein unnennbares Vergnügen seyn, Geister zu sehen!

Jago. Darnach mir's wahrlich nicht gelüstet, gnädiger Herr.

Dom Fernando. Du bist ein Dummkopf!

Jago. Besser ein Dummkopf seyn und bleiben, als auf öden Schlößern, in Bergklüften und Höhlen seinem Vorwitz büssen. Hab' alle meine Tage sagen hören, daß man sich's nicht wünschen soll, Geister zu sehen; kann einem

sehr übel bekommen; man hat der Beyspiele. — Ueberdieß, gnädiger Herr, scheint mir die liebe Nacht zum Schlafe gemacht zu seyn.

Dom Fernando. Du hast keine große Seele!

Jago. O, gnädiger Herr, sie ist so klein, wie eine Mücke; Sie richten nichts mit dieser Seele aus, lassen Sie mich immer zu Hause; oder wenn ich ja schlechterdings mit muß, so warte ich indessen hübsch die Rosse, während daß sie sich mit den Geistern herum balgen.

Dom Fernando. Gehe und vollziehe meinem Befehl; mit den Geistern sollst du nichts zu thun haben; du bist des Glückes nicht würdig, bist nur ein Alltagsmensch.

Jago. O! gerne lasse ich dieß Glück den Sonntagsmenschen über!

Der Pursche gieng, sattelte die Pferde, und als es am Kirchthurme eilf schlug, ritten Herr und Diener im Galopp davon. Sie kammen auf einen Kreuzweg: „Halt, rief Dom Fernando, auf Kreuzwegen, sagt man, sollen Geister hausen! Laß uns von den Pferden steigen.“ Dom Fernando stieg ab, Jago verhüllte sich in seinem Mantel, und sah zitternd durch die Knopflöcher seinem Herrn zu. Dieser stellte sich mitten auf den Punkt hin wo sich die Wege durchkreuzten, und sagte eine unverständliche Formel her, von der er glaubte, daß ihr Geister

un-

unmöglich widerstehen können. Das Wort Areppo war in der Formel enthalten; kaum sprach er es aus, so hob sich eine lange Figur hinter einem dicht am Wege stehenden Strauche empor, und antwortete: Da bin ich!" Dom Fernando stürzte vor Schrecken zur Erde, die Sinne verließen ihn, er zitterte und bebte am ganzem Körper. Jago und das Gespenst, das ein wandernder Handwerkspursche war, Areppo hieß und hinter dem Strauche seinen Kammeraden erwartete, brachten mit Mühe den ohnmächtigen Ritter auf den Reitgaul, und die Reise gieng nach den nächsten Dorfe, wo man in der Herberge einkehrte. — Dom Fernando hatte sich erholt.

O Jago ich bin glücklich! rief er aus. Kaum zwo Stunden von meinem Gute entfernt, und schon eine Erscheinung! Die Geister gehorchen mir, sie kommen auf meinem Ruf, ich bin in dem Besitze eines Geheimnisses, das mir um Tonnen Goldes nicht feil ist. Du sahst doch den Schatten, der aus dem Dunkel des Grabes sich hob?

Jago. Ja, Herr, ich sah den Handwerksgesellen hinter dem Strauche.

Dom Fernando. Dummkopf, was sprichst du von einem Handwerksgesellen? Ich frage, ob du den Geist, das ätherische Wesen Areppo gesehen hast?

Jago. Richtig, so hieß das Schneiderlein, Areppo war sein Name.

Dom Fernando. Ich sehe du bist ein Laye, ein Uneingeweihter, mit dem man über Dinge dieser Art nicht sprechen kann. Also nichts mehr davon — Sorge für die Pferde; sobald es Nacht wird ziehen wir weiter. Das verfallene Schloß dort; ich bin versichert, Geister bewohnen es. Ich werde auf meiner Huth seyn, um nicht wieder in Ohnmacht zu fallen; mein Muth wächst, noch ein paar Erscheinungen, und ich bin unerschütterlich. — Jetzt will ich ruhen, Jago; mein Körper bedarf der Erquickung des Schlafes. Ruhe auch du; vielleicht ist es dir doch noch beschieden, in die Geheimnisse der Geisterseherey eingeführt zu werden. Geh' zur Ruhe, Jago.

Jago gieng; Dom Fernando legte sich zu Bette; der Gedanke daß er so mächtig sey, Geister zu rufen, begleitete ihn. Er that sehr stolz darauf und schlief ein. Jago aß und trank, und unterhielt sich mit den Handwerkspurschen Areppo, der indessen in der Herberge auch eingetroffen war. Diesem erzählte er, wie sein Herr die sonderbare Grille habe, Geister zu sehen, daß er bloß in dieser Absicht, und zwar immer Nachts reise, daß er heute noch das verfallene Schloß dort am Berge besuchen, und daselbst mit Gespenstern ein neues Abentheuer bestehen wolle. —

Der Handwerksgeselle lächelte, versicherte Jago, daß es wirklich Gespenster in dem Schloße gäbe, zahlte seine Zeche, und setzte seinen Stab weiter fort.

Schon funkelten Sterne am Himmel, und hell beleuchtete der Mond die Gegend. Jago weckte seinen Herrn. Dom Fernando trank einige Gläser Wein, um sich muthiger zu machen, schwang sich auf's Pferd, und ritt zum öden Schloße hin. Jago trabte ihm nach. Nicht weit von der Ruine stand ein einzelnes Häuschen, das ein Hirt bewohnte. Man klopfte an die Thüre des Häuschens, und verlangte ein Obdach für die Pferde. Der Hirt verwunderte sich, so spät hier Reisende zu erblicken: Er hielt sie für irrende Ritter. Meine Herren, sagte er, ich bedaure, daß meine Hütte zu klein ist, euch aufzunehmen. Die Roße will ich wohl unter ein Strohdach bringen, auch für einen aus Euch ein Lager vom Laube hier auf dem Stübchen bereiten, aber beyde, das sehet Ihr selbst, fassen diese vier Phäle nicht.„

"Sey unbesorgt, antwortete Fernando; weder ich noch mein Gefährte wollen dir lästig seyn; genug, wenn für unsere Pferde ein Plätzchen übrig ist.„

"Aber, vergebt, ihr Herren, wo wollt ihr des Schlafes pflegen?„

"Dort auf dem Schloße.„

"Davor euch der Himmel bewahren wolle!„

"Warum das?„

"Warum? Ich sehe, ihr seyd fremd in dieser Gegend, ihr Herren; laßt euch belehren, und freundlich rathen. Auf dem Schloße wimmelt es von Geistern; Gespenster schrecklich anzuschauen hausen in den öden Mauern. Zwar ward ich, dem Himmel sey Dank, selbst noch keines ansichtig, aber meine Großmutter und die Leute auf den Dörfern weit umher wissen schauerliche Geschichten von dem Schloße zu erzählen. Gestalten mit feurigen Augen, Gestalten mit und ohne Kopf, Unholden die wie Fledermäuse herum flattern, glühende Hunde, und dergl. Schreckbilder mehr treiben da ihren Unfug, und haben schon öfter manchem Vorwitzigen sehr übel mitgespielt. Nein, ihr Herren, auf dem Schloße könnt ihr nicht übernachten.

Dom Fernando. Ich fürchte Geister und Gespenster nicht. Wo führt der Weg nach dem Schloße?

Der Hirt. Da seitwärts, nahe an der Felsenwand, die eben der Mond beleuchtet.

Dom Fernando. Jago, folge deinem Herrn!

Der Hirt. Herr! bedenket, was ihr thut! — Ich lasse euch nicht; bleibt in der Hütte, ich will selbst eher im Walde schlafen, als daß ich zugebe. —

Dom Fernando. Stille Mann! Keine Widerrede! Wo Geister sind, da ist auch Fernando! Hast du eine Fackel?

Der Hirt. Nun im Gottes Namen! Ich habe meine Pflicht gethan, und euch die Gefahr vorgestellt. Thut, was ihr wollt; ich trage keine Schuld an euren Unglücke. Hier ist eine Pechfackel.

Dom Fernando. Und hier eine Belohnung für deinen guten Willen. Jago, nimm die Fackel, und gehe voran.

Jago. Gnädiger Herr, das wäre wider allen Respekt! Der Diener darf seinem Herrn unmöglich voran gehen; das thue ich in Ewigkeit nicht, ich weiß zu leben; wir Castilianer sind nicht auf die Stirne gefallen.

Dom Fernando. Meinetwegen; so gehe hinten, Hasenfuß. — Hirte, sorge für die Pferde; am Morgen sehen wir uns wieder; Dom Fernando verbannet die Geister aus dem Schloße.

Der Hirt wiederhohlte seine Warnung an den Spanier, und da dieser auf seinem Entschluße beharrte, so verlor er auch keine Worte mehr, zündete die Pechfackel an, gab Jago noch mehrere zur Vorsicht mit, und die beyden Abentheurer zogen nach dem Schloße. — Es war ein weitläuftiges Gebäude mit Thürmen, Vormauern und Bastionen versehen. Der Zahn der Zeit hatte daran genagt,

und der Dämon der Verödung hier seinen Wohnsitz genommen. Eine morsche Brücke, die bey jedem Fußtritte wankte, von der bey jeder Bewegung der Gehenden Stücke in's tiefe Thal hinab fielen, führte zu der Pforte des Schloßes. Ungeheure Steinmassen mußten Fernando und Jago hinwegräumen, um durch die Pforte zu kommen. Jetzt befanden sie sich in einer Säulenhalle, die einem Labyrinte vollkommen glich. Sie wußten nicht, welchen Weg sie nehmen sollten. Nur schwach brachen sich die Strahlen des Mondes zur Rechten durch Umsturz drohende Säulen, eine undurchdringliche Fünsterniß herrschte zur Linken, und Schlangengezische tönte fürchterlich aus dem Hintergrunde dem Eintretenden entgegen.

Jago. Herr! hier ist nicht gut wohnen; in allen Ecken sitzt der grimmige Tod, und haucht uns eiskalt an. Ich glaube, er bläßt mir noch die Fackel aus, und dann, Herr, ist aus der saubern Pastete keine Rettung mehr. Wollen wir nicht zurück?

Dom Fernando. Um ganz Peru nicht! So eine Geisterburg trift man nicht alle Tage. Ich denke, hier ist die Residenz aller Gespenster in der Welt.

Jago. Aber, lieber gnädiger Herr, wo wollen wir zu? Sieht's doch hier so gottlos verwirrt aus. 's Fieber sitzt mir in dem Na-

cken, und 's Herz ist so klein, wie ein Pfefferkorn. Meine ganze Seele hat sich in die Füße hinab gezogen, und will durchaus sich aus dem Staube machen.

Dom Fernando. Nicht von der Stelle, oder du bist des Todes. Mein Schwerd durchbohrt dich, und gesellt dich zu den Geistern, die hier hausen, wenn du es wagst, nur einen Schritt zurück zu thun.

Jago. Nun so sey's! Ich halte mich an Ihren Rock, Herr, und mache die Augen zu, wann ein Geist kommt.

Wirklich hielt sich auch Jago an den Rockzipfel seines Herrn, der nach dem Saulengange einlenkte, den der Mond jezuweilen erleuchtete. — Der Gang leitete zu einer zwoten Pforte, die mit Pfosten verrammelt war. Fernando packte Jago an der Brust, und stieß ihn gegen die Pfosten; diese fielen zuzusammen, und Jago burzelte rücklings mit einem lauten Schrey darüber weg. — Ein weites Gemach stellte sich jetzt Fernando dar. Der Ritter tratt ein. Jago saß auf der Erde, und klagte, daß er sich so ziemlich unsanft niedergesetzt hätte. Hell war es im Gemache; nichts hinderte das Eindringen des Mondlichtes. Als Jago fiel, erlosch die Fackel, die er trug. Fernando zürnte, aber sein Zorn legte sich, da der Mond die Fackel überflüßig machte. Nun denn, sagte er, laß uns hier die Geister erwarten.„

"Sie kommen, sie kommen!„ rief eine dumpfe Stimme aus der Vertiefung des Gemachs. Ketten rasselten, eine eiserne Thüre gieng mit starkem Geknarre auf, und eine schwarze Gestalt, aus deren Munde Funken flogen, zeigte sich auf der Schwelle der Thüre.

Der noch immer auf der Erde sitzende Jago faßte jetzt mit beyden Händen den Rockzipfel seines Herrn, und klapperte mit den Zähnen. — Mit stotterender Zunge rief Fernando: Jago; lieber Jago, rette mich! Wir sind verloren!

Die Gestalt näherte sich mit langsamen Schritten. Fernando stürzte zur Erde.

Die Gestalt. Tollkühner, wie konntest du es wagen, die Gemächer der Geister zu betreten?

Dom Fernando. Zermalme mich nicht! Habe Erbarmen mit mir!

Jago. Hochedelgebohrner Herr Geist, vergebt uns! Ich bin ein armer Diener des Dom Fernando, und er nicht recht bey Verstande. Klopft uns meinetwegen den Rücken recht aus; aber laßt uns unser bißchen Leben. Wir wollen Zeitlebens keine Geister mehr sehen! Dom Fernando nicht wahr, — wir wollen keine Geister mehr sehen?

Dom Fernando. Ich verspreche es, ich schwöre es dir zu, ehrwürdiger Geist.

Die Gestalt schwieg, ergriff die Ketten,

und fesselte Fernando. — Fernando war ohne Bewußtseyn. Jago verkroch sich hinter ein Mauerwerk

Nach einer Weile entfernte sich die schwarze Gestalt, schloß die eiserne Thüre hinter sich ab, und stille ward es im Gemache. Jago fieng wieder an zu leben, guckte manchmal hinter dem Mauerwerke hervor, und da alles ruhig war, wagte er es, auf den Zehen aus seinem Hinterhalte einige Schritte zu thun. Es tagte schon.

Jago. Dom Fernando! Dom Fernando!

Dom Fernando. Jago, bist du es, mein Getreuer?

Jago. Mit Haut und Haar, lieber Herr. Aber, was seh' ich? Dom Fernando in Ketten, und nackt! — Gewiß der Geist?

Dom Fernando. Ist er verschwunden? Ist Sicherheit im Gemache?

Jago. Weg ist er; das eiserne Gewölbe dort schließt ihn ein; seine Stunde ist vorüber.

Dom Fernando. Befreye mich von den Ketten, mein lieber Jago. Wir wollen nach Hause; die Lust, Geister zu sehen, ist mir auf ewig vergangen.

Jago. Werden einen schönen Aufzug machen; Dom Fernando mutternackt! War doch sehr indiskret von dem Geiste! — — Doch

getrost Dom Fernando, der schwarze Schattenritter ist so ganz ohne Lebensart nicht; er scheint aus seiner Garderobe hier was zurückgelassen zu haben. — Man muß aus der Noth eine Tugend machen.

Jetzt entfeßelte Jago seinen Herrn, und kleidete ihn mit dem Nachlasse des Geistes. Aber wie erstaunte er, als er daran den Ueberrock des Handwerkspurschen erkannte, mit dem er Tages zuvor in der Herberge geredet, und der die verflossene Nacht den Geist Areppo gespielt hatte. Eine Tabakspfeiffe lag auf der Erde.

„Ih du Schurke! rief er aus, warst du es? Warst du der Gaudieb, der du dich in dieß verdammte Nest geschlichen, uns tausend Aengsten eingejagt, und meinem armen Herrn, dem Dom Fernando seine schönen Kleider, seine Ringe, seine Börse gestohlen hast?„

Jago urtheilte richtig; die Pfeiffe, mittelst welcher der Geist die Funken von sich gab, war die Pfeiffe des Handwerkspurschen, die ihm Jago beym Abschiede im Wirthshause noch gestopft hatte. —

Als Dom Fernando angezogen war, untersuchte Jago die eiserne Thüre; sie gieng leicht auf; eine große Menge alter Ketten lag hinter derselben, welche der Schuft zu benutzen wußte. Das Gewölbe hatte noch eine zwote Thüre; auch die öffnete man, und kam

durch einen Gang in's Freye, wo ein ganz erträglicher Weg von dem Schloße hinabführte. Eilig verließen Dom Fernando und Jago auf diesem Wege die Geisterburg, und mußten den ganzen Vormittag umher irren, eh' sie wieder zu der Hütte des Hirten kamen. Jago versicherte den Hirten, daß es wirklich Geister auf dem Schloße gäbe, nahm die Pferde, und eilte seinem Herrn nach, der voraus gegangen war.

Dom Fernando. So lang ich lebe, Jago, schweige von dieser Geschichte.

Jago. Freylich würde uns alle Welt auslachen.

Dom Fernando. Von meiner Geisterseherey bin ich geheilt! Der Handwerkspursche verdient meinen Dank.

Jago. Also wollen wir nicht mehr reisen, um Geister zu sehen?

Dom Fernando. Wollen alle Geisterromane und Donquischotiaden verbrennen, damit sie keines Menschen Hirn mehr verrücken!

VII.

Das männlichrohe Frauenzimmer, oder: die seltenen Folgen einer verschmähten Liebe.

Demoiselle Therese hatte in ihrem 27ten Jahr noch keinen Mann, und aller Wahrscheinlichkeit nach, keinen zu hoffen. Ich will mich hier nicht in die Untersuchung der Ursachen einlassen; genug, Therese fühlte es, daß sie auf die Freuden der Liebe und Ehe Verzicht thun müßte, und suchte sich dadurch schadlos zu halten, daß sie, ihrer Weiblichkeit zum Trotz, einen ganz männlichen rohen Charakter annahm, und so die Augen derjenigen auf sich richtete, die sie als Mädchen nicht achteten.

Sie schaffte sich Barbiermesser an, und schabte so lange an ihrem Gesichte, bis sie endlich einen ziemlichen Bart bekam, der ihr wenigstens wöchentlich einmal von einem Bartscheerer abgenommen werden mußte.

Sie erlernte den Kunstgriff, ihre Stimme so sonor und donnernd zu machen, daß man sie kaum von der Stimme eines Fuhr-

manns unterscheiden konnte, und in der Kunst zu fluchen, übertraf sie diesen noch bey weitem. Die gröbste Arbeit im Hause, — sie hatte ihre eigene Wirthschaft, — verrichtete sie selbst; sie striegelte die Pferde, pflegte der Kühe, wartete der Ochsen, und verstand sich vortrefflich auf die Behandlung der Schweine. — Den Drischflegel führte sie mit ausnehmender Leichtigkeit, und wußte den Pflug bis zur Verwunderung zu regieren. Ein paar Säcke Haber oder Korn auf dem Rücken zu tragen, war ihr eine Kleinigkeit, und mit lachendem Munde bearbeitete sie einen Garten in einem halben Tage. — Auf dem Pferdemarkte gab sie den Ton an, und hatte alle Roßtauscherkünste im Griffe. Die unbändigsten Thiere wußte sie kirre zu reiten, und auf Rotz, Wurm, Dampf und andere Pferdekrankheiten verstand sie sich trotz den ausgemachtesten Roßarzte. — Alles Holz, was im Hause verbraucht wurde, spaltete sie selbst, und arbeitete mit Maurern und Zimmerleuten um die Wette. Man sah sie nicht selten auf dem Dache umher kriechen, und mit einer Pfeiffe Tabak im Munde das Schadhafte verbessern. Sie aß die gröbste Kost, und zum Erstaunen viel. Ihr Frühstück bestand in einem Glase Branntwein, und des Nachmittags waren ihr 16 Seidel Wein nicht zu viel. Wo es Raufhändel gab, da fand Demoiselle The-

rese ihr größtes Vergnügen, und wußte mit den Stuhlbeinen so gut umzugehen, daß sie blutige Köpfe bald in Menge um sich hatte. Wem sie mit ihrer breiten derben Hand eine Ohrfeige versetzte, der bedurfte Zeit, um zur Besonnenheit zu kommen. — Von diesem Frauenzimmer vielleicht ein andermal ein mehreres.

VIII.

Der Prediger aus dem Stegreife und wider Willen.

Im Jahre 1784, lebte noch in Buhlen einem kleinen unbedeutenden Dorfe, im Fürstlich-Waldekischen Amte Waldek, ein Mann, der durch seinen sonderbaren Charakter seit vielen Jahren Aufmerksamkeit erreget hatte. Er führte ein unbescholtenes Leben, verrieth viel thätiges Christenthum, und hatte in seinem niedrigen Stande ein wirklich ehrwürdiges Ansehen. Seine Bescheidenheit machte ihn bey jedermann beliebt, und seinem gesunden natürlichen Verstande mußte man alle Achtung widerfahren lassen. Ein ehrliches offenes Gesicht, eine Miene voll Treuherzigkeit und Biedersinn, eine vom Alter nicht gebeugte, gerade Statur, und sein Silberhaar

nahmen jeden für ihn ein, der ihn sah. Er nährte sich hauptsächlich vom Korbflechten, und Strohdachdecken, und lebte in einer unfruchtbar gebliebenen Ehe. — "Nun, was ist denn das Sonderbare an diesem Manne?„

Das Sonderbare an ihm ist, daß er oft, und zwar wider Willen, den Prediger machte. Er predigte alle Tage, zuweilen innerhalb 24 Stunden drey- oder mehrmal, und daß sowohl bey Nacht, als bey Tage, sowohl zu Hause, als mitten auf der Straße, unter Bekannten, und Unbekannten, sowohl in Gesellschaft, als wann er allein war. Insonderheit ward er zum Predigen getrieben, wenn er ein Schlückchen Branntwein, weniger noch, als um drey Pfennige, genossen hatte. Wandelte ihn dieser Predigttrieb an, so merkte er es kaum eine Minute vorher; es schien ihm Angst, und das Herz beklemmt zu werden, und er suchte sich alsdann eilends aller Gesellschaft zu begeben, und, soviel als möglich, allein zu seyn. Da setzte er sich nieder, auf einen Stuhl, eine Bank, einen Stein, oder auf einen Hügel, oder auch auf die bloße Erde, je nachdem die Umstände waren, sagte einen Text aus der Bibel her, und hielt seine Predigt, ohne sich im geringsten durch irgend etwas stören zu lassen. Seine Vorträge waren meistens Bußpredigten oder

Ermahnungen zur Besserung der Gesinnungen und des sittlichen Betragen. Er hatte ein gutes Sprachorgan, und deklamirte ganz angemessen der Sache, welche er vortrug. Seine Gestikulation verlor sich nie in's Unnatürliche. Oft rührte er wirklich selbst Zuhörer von nicht gemeiner Klasse. Nachdem er die Predigt mit Amen geschlossen hatte, so betete er erbaulich das Vater unser ꝛc. ꝛc., und gieng dann wieder an seine Geschäfte. — Während dem Vortrage bemerkte man eine Art Betäubung an ihm; seine Augen standen offen, ohne zu sehen, wer oder was vor ihm war; dabey gerieth er in Schweiß und Engbrüstigkeit, ob er gleich weder sehr laut, noch lange redete. War alles geendigt, so schien er sehr ermüdet zu seyn, schöpfte tief Athem, und erholte sich nur langsam wieder, und bedauerte jetzt gegen die Umstehenden, daß sein schlechter Vortrag wohl von manchen möge verspottet werden, und bezeugte dabey, zu seiner Entschuldigung, daß er gerne das Predigen unterlassen wollte, wenn es ihm nur möglich wäre.

Herr Varnhagen, der diesen Mann genau kannte, theilt uns einige Data mit, die zur Auflösung dieser sonderbaren Erscheinung allerdings viel beytragen.

"Als ich, schreibt Herr Varnhagen, einige Predigten dieses Mannes am 25ten May 1780, angehört, und durch nachherige

freund-

freundschaftliche Unterredung sein Zutrauen gewonnen hatte, erzählte er mir in Ausdrücken, die das Gepräge der Aufrichtigkeit trugen: Der im Jahre 1740 verstorbene Correktor Brumhard zu Nieder-Wildungen habe einst an einem Sonntage für den Pastor zu Afholdern, wohin Buhlen eingepfarret ist, gepredigt. Die Predigt sey besonders erwecklich und eindringend gewesen, und er durch selbige dermassen gerührt worden, daß er während derselben bis zum Ausgange aus der Kirche geweint habe. In der nächstfolgenden Nacht habe er im Schlafe die angehörte Predigt widerholt, seine Ehegattinn sey darüber aufgewacht, und habe sich bemühet, ihn aufzuwecken, welches aber vergeblich gewesen; denn er sey an Hersagung der Predigt und im Schlafe geblieben. Da er still geworden, habe seine Gattinn ihn gefragt: wie ihm wäre? worauf er erwiedert habe: gut! Hiernach habe sie ihm in großer Bestürzung erzählt, was mit ihm vorgegangen, wovon er aber nichts wissen wollte. Seitdem nun müsse er oft predigen, ohne daß er wisse, wie er dazu käme."

Es ist ganz richtig; der Eindruck der Predigt, welche dieser Mann, — sein Name ist Johann Conrad Mohk, — 1740, zu Afholdern gehöret hat, ist die Grundursache dieser Sonderbarkeit. Der Eindruck war heftig, er erschütterte die ganze Gehirnmasse

des Mannes, alle seine Nerven und Fibern spielten, wurden aufs höchste gespannt, und auf einen Ton gestimmt, den sie dann für immer behielten, und in den sie bey dem geringsten Reize mechanisch versetzt wurden. So kannte ich einen Greis, der sich nicht enthalten konnte, ein Liedchen aus seiner Jugend zu singen, wenn er jemand andern singen hörte. — Das Schlückchen Brantwein, das Conrad Mohk that, war hinreichend, seine aufs Predigen gestimmten Organe in Bewegung zu bringen; das Rad ward dadurch gleichsam aufgezogen, und mußte nun schlechterdings ablaufen; die Predigt erfolgte. Daß alles nach mechanischen Gesetzen in Mohks Gehirn vorgieng, beweiset die Betäubung, in welcher er sich während seinen Deklamationen befand. Selbst die biblischen Texte fielen ihm nur mechanisch ein, und geben zugleich einen Beweis, daß die Disposition zu diesen Zustande schon vordem in ihm lag, und nur einer stark wirkenden Ursache, wie seine Predigt war, bedurfte, um sich thätig zu erweisen. Mohk mußte in früheren Jahren viel in der Bibel gelesen haben, und ein großer Freund vom Predigthören gewesen seyn, welches besonders daraus zu schließen ist, weil er noch 1780 ganze Stellen aus den im Jahre 1728 gehaltenen Leichenpredigten auf die kurz nach einander verstorbenen beyden Fürsten von Wal-

deck, Friedrich Anton Ulrich und Christian Philipp auswendig wußte.

Uebrigens versichert Herr Varnhagen, daß er an dem Manne nie was Schwärmerisches bemerkt habe, als ob er seine Predigten für etwas Uibernatürliches hielte. Eben so wenig bildete er sich etwas darauf ein. Betrug und Verstellung kann, nach allen Umständen hierbey auch nicht vermuthet werden; zumal Mohk dadurch nichts zu gewinnen suchte, und in so langer Zeit nichts gewonnen hat, weder an Ehre noch Gut.

Mit Schristerklärungen gab er sich niemals ab; seine Vorträge sind aus den nöthigsten und bekanntesten Religionswahrheiten und deutlichen Sprüchen der Bibel, welche er nach dem Kapitel ordentlich citirte, leicht zusammengesetzt gewesen.

IX.

Der Mann mit der eigenen Sprache in Böhmen.

Ganz Prag und mehrere Städte Böhmens kennen den sonderbaren Menschen, von welchem ich hier meinen Lesern Nachricht gebe. Man nennet ihn insgemein das ar-

tige Hänschen, ob er schon jetzt, wenn er noch lebt, weit über die 60 hinaus seyn muß. Diesen Namen gab er sich in böhmischer Sprache selbst, und ich habe nicht erfahren können, ob er wirklich Hans oder anders heisse, und was für einem Geschlechtsnamen er führe. Von seiner Jugend an bemerkte man an ihm eine eigene Sprache, die zwar böhmischer Dialekt ist, deren Nenn- Haupt- und Zeitwörter er ganz nach böhmischer Grammatik abändert, die aber doch niemand, der mit dem Manne nicht lange umgeht, verstehen kann. Den Dingen giebt er ganz eigene selbst gemachte, originelle Benennungen, und bleibt sich darin so getreu, daß man noch kein Beyspiel hat, er habe eine von diesen Bedeutungen vergessen. Er führt ganze Diskurse in dieser Sprache, erzählt in derselben alle Vorfälle, und drücket damit alle seine Empfindungen und Gefühle aus. Man hat ihn noch nicht anders sprechen hören, und er betheuert, daß es ihm nicht möglich sey, sich auf eine andere Art im Sprechen verständlich zu machen, obschon ihm die Sprache anderer Menschen nicht ganz unverständlich ist. Nur Personen, die so reden, wie er, die es ihm abgelernet haben, und derer giebt es nicht wenige, können sich mit ihm unterhalten; und diese geben ihm das Zeugniß, daß er nicht unrichtig urtheile, oft witzige Einfälle äußere,

und überhaupt viele gesunde Begriffe habe. So sehr auch andere über seine Ausdrücke, über seinen Vortrag lachen, so ernsthaft verhält er sich dabey. — Man hat es schon öfter versucht, ihn auszuhohlen, ob die sonderbare Sprache, welche er spricht, nicht etwa Verstellung, Betrug sey; aber weder List, noch Drohungen, selbst, wie man mir erzählte, körperliche Strafen waren nicht im Stande, ihm einen andern Ausdruck zu entlocken. — Geistliche, die durch Umgang mit sprechen lernten, brachten ihm in eben dieser Sprache die wichtigsten Religionslehren bey, und übersetzten ihm verschiedene Gebete in dieselbe. Er ist sehr reich an Benennungen, doch habe ich die Bemerkung gemacht, daß er nur sinnliche Gegenstände, und zwar nur solche, die der Horizont seines Verstandes umfaßt, zu bezeichnen vermögend sey. — Es ist Schade, daß ich dieser neuen Sprache des Mannes nicht mächtig genug war, um ihn über seine Jugend und Erziehung zu befragen; wahrscheinlich hätten mir seine Antworten manchen Aufschluß in dieser dunkeln Sache gegeben. Es ist Schade, daß sich noch niemand gefunden hat, der sich darum interessirt hätte, an seinem Geburtsorte aufklärende Nachrichten einzuholen; Philosophen und Aerzte, die hierzu Zeit und Gelegenheit haben, sollten dieses Phänomen nicht ununtersucht lassen. —

Ich will zur Probe einige Benennungen unseres Hänschens anführen:

Die kleinere Stadt Prag, gewöhnlich Kleinseite genannt, mala Strana im Böhmischen, nennet er *Kachalki*; ein Mädchen Hobcziczka, heißt ihm *Herkuliczka*; ein Schuh, Strzewicz, *Kachlik*; gehen, Hodjt, *Zandat*; ja, ano, *Kniav*, u. s. w.

Ich behaupte, daß die Sprache dieses Menschen ein Verdorbenes böhmisch ist. Wie Kinder, auf deren Erziehung man nicht sieht, alles anders zu benennen pflegen, so gab auch er in den Jahren seiner Kindheit den Gegenständen andere Namen, welche man belachte, sich ihrer im Sprechen mit ihm selbst bediente, ihre Anzahl vermehrte, und das, was wirklich ächt böhmisch war, verhunzte. Das Kind, mit welchem man sich von dieser Seite unterhielt, ward Knabe, und fand bey der Fortsetzung seines comischen Dialekts seine Rechnung. Sich selbst überlassen verwilderte er immer mehr, bis ihm endlich das Kauderwelsch gleichsam zur Muttersprache ward, was es um so leichter werden konnte, da seine Verstandeskräfte gänzlich ohne alle Cultur blieben. Man nahm ihn in wohlhabenden Häusern auf, belustigte sich an seinen Ausdrücken, beschenkte ihn, sprach nicht anders mit ihm, und so wurzelte das Uebel immer tiefer, bis es endlich unheilbar wurde,

und mit dem Jünglinge in die Jahre des Mannes übergieng. Naturam, si furca expellas, tamen usque recurret, darum auch die Versuche, den Menschen zur ordentlichen Sprache zurückzubringen, ohne Wirkung blieben, und um so eher ohne Wirkung bleiben mußte, je wahrscheinlicher es ist, daß er unter Hände gerieth, die sich auf Menschenverbesserung nicht allerdings verstehen mochten. Hänschen blieb also noch wie vor, machte hie und da bey Gastgebothen den Tischnarren, den Brixello, den Bajazzo, tummelte sich in Bierschenken herum, die ihn gerne aufnehmen, weil er ihnen Gäste zuzog, und so versank immer mehr der moralische Mensch an ihm. Wie ich Hänschen kennen lernte, war es ein Hans von 55 Jahren wenigstens, und da war freylich schon Hopfen und Malz verdorben; da konnte man freylich an keine Cur mehr denken; da mußte man den Pöbel über Hänschen lachen lassen, indeß der vernünftige Mann heimlich das Schicksal des armen Menschen bedauerte, und denjenigen grollte, die ihn so vernachläßigten, die wohl selbst dazu beytrugen.

X.

Der sonderbare Spaziergänger.

Ein Mann, der in einem öffentlichen Amte stand, hatte seit seinem 40sten bis zum 60sten Jahre die Gewohnheit, täglich einen Spaziergang von einer Stunde Weges zu machen; Jahrszeit und Witterung mochten gewesen seyn, welche sie wollten. Die nämliche Gegend, welche er am ersten Tage seines Ausgangs besucht hatte, besuchte er täglich, ja er beobachtete den einmal betretenen Weg so genau, daß er auch nicht einen Schritt außer demselben that. Auf diesem Wege ruhete er viermal, und immer an einem und demselben Orte. Die erste Station war von dem Thore der Stadt, in welcher er lebte, 95 Schritte weit entfernt. Hier setzte er sich bey einer sogenannten Martersäule nieder, zog sein Schnupftuch heraus, putzte sich die Nase, nahm eine Prise Tabak, und sprach zu sich selbst: Näschen, nun hast du deinen Antheil.„ Hatte er die Worte gesprochen, so hob er sich von seinem Sitze, und gieng wieder hundert Schritte, wo er unter einem Lindenbaume stehen blieb. Dieß war die zwote Station.

Abermal zog er seine Dose hervor, schlug mit zwey Fingern darauf, öffnete sie, nahm Tabak, ließ ihn aber sogleich fallen, indem er zu sich selbst sagte: "Nein, liebes Näschen, dießmal wird nichts daraus.„ Eilig steckte er die Dose in die Tasche und setzte seinen Weg fort. Jetzt gieng er 200 Schritte zu einer Cisterne, die er seine dritte Station nannte, und in welche er jedesmal ein kleines Steinchen mit den Worten warf: "Plump, jetzt bist du darinn!„ Nun schnupfte er, setzte sich seinen Hut zurechte, und eilte zur vierten Station, zu einem kleinen Häuschen, bis wohin er 300 Schritte hatte. Hier legte er eine Kupfermünze an's Fenster; man reichte ihm ein Glas Wasser, das er austrank, dem in Häuschen wohnenden Gärtner die offene Dose vorhielt, und sich mit dem Wunsche: "Segen in's Haus empfahl. — Denselben Weg machte er wieder zurück; kam an die Cisterne, warf sein Steinchen hinein, rief: Plump, jetzt bist du darinn! aus, schnupfte Tabak, setzte sich den Hut zurechte, und hielt wieder nicht eher, als bis am Lindenbaume, wo er wie im Hingehen seine Dose hervorzog, mit zwey Fingern darauf schlug, eine Prise nahm, solche aber sogleich fallen ließ, und zu sich selbst sagte: "Nein, liebes Näschen, dießmal wird nichts daraus.„ An der Martersäule ließ er sich nieder, putzte die Nase,

schnupfte Tabak, und wiederholte sein Sprüchelchen: "Näschen, nun hast du deinen Antheil."

Eine volle Stunde brachte er mit diesem Spaziergange zu, nämlich von 8 Uhr bis 9 Uhr früh. Jedermann in der Gegend kannte ihn, und keinem war sein Betragen mehr auffallend. Wer ihm begegnete, den grüßte er freundlich, sprach aber in den zwanzig Jahren seiner täglichen Wanderung mit keinem. Uebrigens bemerkte man nichts Sonderbares an dem Manne. In seinem Geschäften war er pünktlich, und arbeitete mit unermüdetem Fleiße. Wer mit ihm über seine Spaziergänge reden wollte, dem antwortete er nicht, vermied seine Gesellschaft, und sah ihn für seinen Feind an. Man ließ ihn auch darüber unbefragt, und so war er der gefälligste, artigste Mann.

Als er das 60ste Jahr erreichte, und in Ruhestand versetzt wurde, verfiel er in eine schwere Krankheit, die über 9 Monate anhielt, und ihn hinderte, das Bette zu verlassen. Er ward hergestellt; doch von dieser Zeit an, sah man ihn nicht mehr außer Hause; doch in seinen Wohnzimmern, deren er vier hatte, und deren eins mit dem andern verbunden war, machte er täglich früh von 8 bis 9 Uhr seinen Spaziergang von 1390 Schritten, so viel nämlich betrugen die vier Statio-

nen im Hin- und Rückwege. — An der Thüre des ersten Zimmers stellte er sich die Martersäule vor, und gieng so lang im Zimmer herum, bis er 95 Schritte gethan hatte. Nun setzte er sich an der Thüre nieder, und machte, und sprach eben das, was er vordem an der Martersäule zu thun pflegte. Nun begab er sich nach dem zweyten Zimmer, zählte hundert Schritte, und blieb beym Ofen stehen, der ihm die Stelle des Lindenbaums vertrat. Die Dose ward herausgezogen, mit zwey Fingern darauf geklopft, doch nicht geschnupft, wohl aber gelächelt, und gesprochen: Nein, liebes Näschen, dießmal wird nichts daraus.„ Im dritten Zimmer zählte er 200 Schritte, und hielt bey einem Kruge, den man ihm täglich auf die Erde stellen, und daneben zwey Steinchen legen mußte. Der Krug war die dritte Station, und bedeutete die Cisterne. Was sonst an der Cisterne geschah, geschah jetzt hier beym Kruge, und der Weg gieng in's vierte Zimmer, wo der Spaziergänger abermals die Schritte zählte, und sich nicht eher dem Fenster, welches die vierte Station war, und das Häuschen des Gärtners anzeigte, näherte, als bis er 300 Schritte richtig gezählt hatte. Am Fenster wartete schon die alte Magd, — denn mein guter Mann war unverheurathet, — mit einem Glase Wasser in der Hand. Dieser legte er, wie dort

dem Gärtner, eine Kupfermünze auf's Fenster hin, trank das Glas aus, präsentirte ihr Tabak, sprach sein: "Segen in's Haus, und machte sich auf den Rückweg, wo er wieder alles auf das genaueste beobachtete. — So lebte er noch 5 Jahre. Der Tod überraschte ihn, als er eben eines Morgens im zweyten Zimmer die Schritte zum Lindenbaume, das ist, zum Ofen zählte. Eine Ohnmacht wandelte ihn an, er sank zusammen. Man brachte ihn zu Bette, und eh' der Arzt kam, war er verschieden.

So sehr ich mir auch Mühe gab, nähere Nachrichten von diesem Manne einzuziehen, um auf die Ursache dieser Sonderbarkeit zu kommen, so konnte ich doch nichts mehr erfahren, als daß er, da er in seinem 40sten Jahre um ein junges Mädchen anhielt, eine abschlägige Antwort von demselben erhalten haben soll. Hier sey er des Abends sehr böse nach Hause gekommen, und habe gleich des andern Tages darauf seinen Spaziergang zum erstenmale gemacht, und dann denselben täglich fortgesetzt, ohne je mehr auf Heurathsgedanken zu verfallen. — — —

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß ihn das Körbchen, so ihm die Spröde gab, verstimmt haben mochte. Was anfangs nur Ausbruch des Unwillens war, ward in der Folge Gewohnheit, und welche Macht diese über den Menschen habe, ist bekannt.

XI.

Ein noch ungehörtes Beyspiel von Unreinlichkeit.

Noch vor wenigen Jahren lebte im nahen Auslande ein Mann, der, ohngeachtet er in seiner Jugend die beste Erziehung bekam, auch bis ins 50ste Jahr ganz übereinstimmend mit seinem Stande sich betrug, und mit Glücksgütern im Ueberfluße gesegnet war, doch seit seinem 51sten allmählich in eine solche Unreinlichkeit versank, die, meines Dünkens, wohl nicht höher getrieben werden kann. In einem Zeitraume von zwey Jahren, also in seinem 52sten Lebensjahre hatte er hierinn das *non plus ultra* erstiegen, und blieb auch auf diesem Grade bis zu seinem Ende stehen, welches am 17ten May 1796 erfolgte. Er erreichte ein Alter von 76 Jahren, und es ist zu verwundern, wie er es so hoch bringen konnte, da er doch 24 volle Jahre im äußersten Unflath dahin lebte. — Das eckelhafte Daseyn dieses Mannes will ich, so viel als möglich, leidlich schildern, um ja die Delikatesse meiner Leser nicht zu beleidigen, und mich gegen das von jeden Schriftsteller zu beobach-

tende Decorum nicht zu versündigen. — Man erlaube mir, daß ich meinem Helden den Namen Orgon gebe.

Herr Orgon bewohnte nur ein einziges und zwar das schlechteste Zimmer eines weitläufigen Gebäudes, das mehr denn fünfzig geräumige Gemächer hatte. Die Bretter, mit denen der Fußboden belegt war, waren längst verfault, und wenn nicht Staub und Kehricht die darinn befindlichen Löcher ausgefüllt hätten, so wäre es in der That ein Wunder gewesen, wenn nicht Herr Orgon und sein Appendix zehnmal des Tages sich von der Erde hätte aufraffen müssen. Zahlreiche Colonien von Würmern verschiedener Gattung hatten sich in den morschen Dielen niedergelassen, und die schönsten Kreuzspinnen hielten mathematische Vorlesungen auf den Wänden der Stube. Der pücfarbenen Springer sah man Hunderte ihre gymnastischen Spiele auf dem schmuzigen Bette des Herrn Orgon aufführen, indeß auf dem Gewande desselben das treueste der kleinern Thiere in großer Gesellschaft auf Sechsen daher kroch. — Die Fenster des Zimmers waren wohl an und für sich Glas, aber dieses trug eine Rinde, die es einem Inkrustat vollkommen ähnlich machte. Tische und Stühle standen nur auf drey Füssen, und diese waren schadhaft, und dem das Loos traf, auf einem der Stühle sitzen zu müssen, der

that sehr wohl daran, wenn er sich sogleich zum Fleckputzer verfügte. — Wollte man wissen, was Herr Orgon vor Jahren gespeißt hatte, so brauchte man nur sein Zimmer zu betreten; man fand noch deutliche Spuren von der genossenen Mahlzeit in demselben. — Herr Orgon liebte die Bequemlichkeit. Er wusch sich niemals; die Natur mußte dieß Geschäft durch den Schweiß selbst verrichten. — Die Stiefel kamen von seinen Füssen nie, und so rabenschwarz sie auch vor 15 Jahren waren, so dunkelroth zeigten sie sich jetzt; man konnte sie mit allem Rechte der Farbe und dem Geruche nach, für ächte russische Juchte halten. — Die Nägel auf seinen Fingern maassen, gewissenhaft gemessen, — zwey Zoll und anderthalb Linien, und Herr Orgon fand so viel Wohlgefallen daran, daß er sie fleißig betrachtete. Sie dienten ihm auch statt einer Lorgnette; er sah durch dieselben nach der Uhr des Kirchthurmes. —— Herrn Orgons Gallakleid war ein altmodischer grüntuchener Rock, mit rothem Futter; grüne Weste, und grüne Unterkleider; alles mit goldenen Tressen verbrämt, und mit Goldknöpfen besetzt. Die grüne Farbe des Tuches blickte nur hie und da hervor; übrigens glich das Ganze einer illuminirten Landcharte wie ein Tropfen Wasser dem andern. — Unvergleichlich war die Perücke, die sein Haupt deckte; der Stall-

knecht frisirte sie des Jahres einmal, und allen Anschein nach hatte sie Meister Müller eingepudert. Herr Orgon versicherte einst einem Fremden, daß sich in seinem Hause keine Ratten befanden; er hatte Recht; die Ratten waren alle in seiner Perücke versammelt, die gewöhnlich ihren Standort in einem Mauerloche hatte, worinn vor 20 Jahren ein Gläserschrank eingemauert war. — Nur zuweilen erschien Herr Orgon in Galla, des Jahres kaum zweymal, wann er nämlich in die frische Luft zu gehen pflegte; gewöhnlich war er immer auf seiner Stube, gestiefelt, behoset, beschlafrocket, und mit einer Schlafmütze bedeckt, die eine vortreffliche dunkelaschgraue Farbe hatte.

Eben die Reinlichkeit, die man an Herrn Orgon bewunderte, mußte man an seiner Bedienung rühmen. — Der die Perücke frisirende Stallknecht war die Hauptperson derselben, und wirklich ein Universalgenie; denn nebst dem, daß der Mensch die Dienste eines Stallknechtes und Friseurs versah, mußte er sich auch noch als geheimer Rath und Kutscher, als Sekretär und Koch, als Kammerdiener und Lakai, als Leibarzt und Hofnarr brauchen lassen. Sein Anblick that eine fieberhafte Wirkung, und man wurde gewissermassen elektrisirt, wenn man mit ihm in Berührung kam. Seine Kammeraden machten

kei-

keinen bessern Eindruck. — Wenn sie bey Tische aufwarteten, so sah man, mit Einschluß des Herrn Orgon eine Gruppe vor sich, die Schauer erweckte. Herr Orgon ließ sich's dem ohngeachtet vortrefflich schmecken, und man muß ihm zur Ehre nachsagen, daß er gegen seine Gäste sehr liberal war; er griff mit allen fünf Fingern in die Schüßel, und legte immer eine ganze Handvoll auf den schmutzigen Teller des Gastes, und wischte sich, wenn gerade der Gast ihm nahe genug saß, ganz ungenirt die von Fett und Sauce triefende Hand mit seinem Rocke ab, oder er zog die Finger durch den Mund, und forderte eine Prise Tabak.

So lebte Herr Orgon bis an sein Ende. Verachtung der Welt und der Menschen, deren einige ihn in seinem 50sten Jahre gröblich beleidigt hatten, und das Bewußtseyn, daß er Niemanden, wohl aber sehr Viele ihn bedurften, gaben seiner Seele diese Stimmung.

XII.

Die übertriebene Reinlichkeit.

Als Gegenstück zu dem vorhergehenden Aufsatze mag nachstehendes Geschichtchen hier seinen Platz einnehmen.

Ritter Egmont hatte in seiner Jugend viele medizinische Schriften gelesen, und darinn gefunden, daß Reinlichkeit des Körpers ein Großes zur Gesundheit und Lebensverlängerung beytrage. Diese Lektüre setzte er auch in seinen männlichen Jahren fort und faßte endlich den Entschluß, alles, was er über diesen Gegenstand gelesen hatte, pünktlich an sich selbst auszuüben. Er brachte es so weit, daß er wirklich ein Sonderling in der Reinlichkeit ward. — In seinem 40sten Jahre legte er alle Aemter nieder, welche er begleitete. Sein unermeßliches Vermögen setzte ihn in den Stand, ganz unabhängig und vollkommen nach seinen Grillen zu leben. Er miethete in verschiedenen Gegenden Londons 31 geräumige Häuser, die sonst von Niemanden, als ihm und seinen Bedienten bewohnt wurden, deren er ebenfalls 31 an der Zahl hatte. In jedem dieser Häuser befand sich alles, was nur ein Mensch bedarf, der auf eine glänzende Art leben will, Ameublement, Garderobe, Küche, Equipage, und immer ein Bedienter, den er seinen Leiblaquay nannte. Täglich bezog er ein anderes Haus, und schlief mithin auch täglich in einem andern Bette, nahm täglich einigemale andere Wäsche und Kleider, und wurde täglich von einem andern Menschen bedient, alles aus dem Grunde der Reinlichkeit.

Sobald er des Morgens aufwachte, trat der Bediente herein, und wusch ihn mit Rosenwasser am ganzen Leibe, trocknete ihn mit den feinsten Leinen ab, und parfümirte ihn mit wohlriechenden Spezereyen.

War dieß Geschäft abgethan, so begab sich der Ritter in einem leichten gemächlichen Leinwandrocke hinab in den Garten, — denn jedes Haus mußte auch einen Garten haben, — bestieg einen eigends dazu aufgeführten Hügel, bewegte Arme und Füsse, und ließ sich von sanften Morgenwinden anwehen. Er hatte etwas von Luftbädern gelesen, und wandte dieß auf die Reinigung seines Körpers an. Bey unangenehmer, stürmischer Witterung, in kalten frostigen Tagen, mußte der Leiblaquay die Rolle der reinigenden Zephyre übernehmen, und mittelst eines Blasebalges Wind um seinen Herrn herum erregen.

War der Ritter angekleidet, so überzog ihn der Bediente, vom Kopfe bis zu den Füssen mit einem dünnen Flore, damit ja kein Staub auf ihn falle, und in dieser Maske setzte sich derselbe zum Frühstücke. Den Thee sog er mittelst eines feinen goldenen Röhrchens, das durch den Flor hindurch gieng, aus der Tasse in den Mund.

Nach eingenommenen Frühstücke verfügte er sich zu seinen Büchern, und las Werke —

über die Reinlichkeit. Jedes Buch mußte immer vorher durchgeräuchert werden.

Seine Tafel bestand gewöhnlich aus 8 Schüßeln, deren jede auf ein besonderes Zimmer gebracht wurde, um die Verunreinigung der Luft durch die Ausdünstungen der Speisen zu verhüten. Hatte er von einer Schüßel gegessen, so wusch er sich die Hände, spülte den Mund aus, und gieng auf ein zweytes Zimmer, um da die Mahlzeit fortzusetzen. Nach aufgehobener Tafel in 8 Zimmern und nach einem achtmaligen Mund- und Händewaschen zog man ihm wieder den Florhabit an, und der Ritter legte sich in einem Kabinette auf ein Bette, das aus Blasen zusammengesetzt war, die man mit der reinsten atmosphärischen Luft angefüllt hatte, und verdauete. Indessen wurden die Zimmer gelüftet, gefegt, abgestäubt, u. s. w.

Nach der Ruhestunde wechselte er Wäsche und Kleider, und nahm Besuche an. Nie mehr, als nur eine Person durfte vor ihm erscheinen, und von dieser hielt er sich noch in einer ziemlichen Entfernung, und sprach nicht anders mit derselben, als durch den Flor. So viel Besuche er bekam, so nahm er jeden auf einem andern Zimmer an.

Mußte er ein natürliches Bedürfniß befriedigen, so mußte auch sogleich ein Bad zurechte gemacht werden; und so badete er oft an einem Tage drey- bis viermal.

Gegen Abend verließ er das Haus, so er heute bewohnt hatte, und fuhr nach einem andern, wo er wieder einen andern Leiblaquay antraf, ein Bad brauchte, frische Wäsche und Kleider nahm.

Zehn Jahre verfloßen in dieser Lebensart. Das große Vermögen des Ritters schmolz zusammen, er selbst ward krank, und starb an der Reinlichkeit in einem Alter von 50 Jahren.

XIII.

Der diätetische Sonderling.

Signor Grimaldini hielt dafür, daß alle Krankheiten aus dem Magen ihren Ursprung nehmen, und entschloß sich daher, eine Diät zu beobachten, bey welcher der Magen niemals beschwert, und mit nichts beladen würde, das einen Krankheitsstoff enthielte. Zu diesem Ende vermied er den Genuß der gewöhnlichen Speisen und Getränke gänzlich, und lebte bloß von Dingen, von denen er glaubte, daß sie ihm eine ewige Gesundheit und Methusalems Alter bewirken müsse. So bestand sein Frühstück in dem Einathmen der Dünste, die aus einem großen Topfe siedenden Caffee's, Thee oder Choko-

lade empor stiegen. Mit einem dichten Tuche über dem Kopfe neigte er sich über das evaporirende Getränke, und hatte er auf diese Art durch eine Viertelstunde gefrühstücket, so stand er auf, trocknete sich den Schweiß vom Gesichte, und begab sich in seinen Garten, wo nichts als Arzneypflanzen wuchsen und blüheten. Hier brach er der Blüthen jede, und wähnte, Gesundheit und Nahrung eingesogen zu haben. Die Blätter und Wurzeln von diesen Pflanzen waren sein Mittagsmahl, welche er zerkaute, den Saft hinabschluckte, und wegwarf. Nur zuweilen ließ er sich Suppe, eingemachtes Fleisch und Braten auftragen, davon er jedoch nichts aß, sondern bloß die Dünste auffieng, und sich damit zu sättigen suchte. So oft der Bäcker in seiner Nachbarschaft backte, mußte er ihm einen heissen Laib Brod schicken, den er mitten von einander schnitt, und an Mund und Nase hielt. Dürstete er, so kaute er saftige Blätter, und hielt den offenen Mund empor, wann es regnete, oder schneyte.

Es ist sehr begreiflich, daß Signor Grimaldini bey dieser Nahrung nicht lange aushalten konnte, und sich zuletzt gezwungen sah, dem Zureden der Aerzte und seiner Freunde wenigstens einigermassen nachzugeben, um nicht ein Opfer seiner vorgefaßten Meinung zu werden. — Alles, wozu ihn diese bringen

konnten, war, daß er täglich nicht mehr als 12 Loth Speise, und 24 Loth Getränke zu sich nahm; und es ist erstaunlich, daß er bey dieser kargen Diät dennoch 15 Jahre ausdauern konnte. Er starb in einem Alter von 55 Jahren, davon er 2 Jahre ohne eigentliche Speise, und 15 bey wenigen Lothen einer dünnen Nahrung verlebt hatte.

XIV.

Der Verliebte, wie es noch keinen gegeben, oder: die hölzerne Gemahlinn.

Ein reicher Franzose, der bis in sein 45tes Jahr ledig blieb, faßte nun mit einemmale den Entschluß, zu heurathen. Er war so glücklich, ein Frauenzimmer zu finden, das, mit allen Reizen der Jugend und Schönheit geschmückt, zugleich ein vortreffliches Herz und Verstand besaß, der mit allem Rechte Bewunderung verdiente. Charlotte war der Name der Liebenswürdigen, die mit ihrer Hand den Marquis beglücken sollte. Er liebte sie mit dem Feuer des Jünglings, und sah mit Ungeduld dem Augenblicke der Vereinigung entgegen. Schon rückte der so sehnlich gewünschte Tag heran; schon waren alle An-

stalten getroffen, das Fest der Liebe zu feyern; schon stand der Marquis am Ziele seiner Wünsche, als plötzlich Charlotte erkrankte, und nach wenigen Tagen ein Raub des Todes ward. — Ein Donnerschlag war diese schreckliche Nachricht für den Bräutigam. Er verlor alle Besonnenheit, und verfiel in einen Gemüthszustand, der eine fürchterliche Zukunft ahnden ließ. Die berühmtesten Aerzte sorgten für seine Herstellung, und nur nach vieler Mühe gelang es ihnen, den Marquis wieder zu sich selbst zu bringen. Um die Munterkeit des Mannes war es jedoch geschehen; an gesellschaftlichen Vergnügungen nahm er keinen Antheil mehr. Bloß mit sich und mit dem Bilde seiner Unvergeßlichen beschäftigt lebte er einsam auf einem seiner Güter, eben da, wo er mit Charlotten die erste Bekanntschaft gemacht, ihr ewige Liebe zugeschworen, und eine gleiche Versicherung von ihr erhalten hatte. Und hier war es auch, wo er jetzt auf die sonderbare Idee gerieth, den Liebhaber auch gegen die Verstorbene noch fort zu spielen. Der Gedanke war nicht sobald gedacht, als der Marquis schon Hand an die Ausführung desselben legte. Einer der ersten Bildhauer mußte aus Paris kommen, und Charlotten nach dem Portraite, das von ihr im Schloße vorhanden war, aus dem kostbarsten Holze verfertigen. Die Figur war

in Lebensgröße, und gerieth dem Künstler, der die Verblichene persönlich gekannt hatte, über alle Erwartung gut. Jedes Glied hatte Gelenke, und konnte nach der Natur bewegt werden. Der Mahler, der die Oberfläche der Statue mit dem Teint der Menschenfarbe überzog, übertraf sich selbst, und die Geschicklichkeit des Haarkräuslers, dem der Kopf anvertrauet wurde, verdiente alles Lob. Wer Charlotten im Leben kannte, ward beym Anblicke der Figur in Versuchung geführt, zu glauben, daß sie ihr Grab verlassen habe, und vor ihm stehe. Der Marquis ward entzückt, als man ihm das Meisterstück der bildenden Kunst brachte. Er umarmte die Figur, küßte und drückte sie an sein Herz, gleich als ob die Verstorbene erstanden wäre, und sich lebend an seiner Seite befände. Er belohnte die Künstler mehr als freygebig, und räumte der hölzernen Charlotte eben die Wohnung ein, die er der Geliebten von Fleisch und Blut auf dem Schloße zugedacht hatte. Die nämlichen Kleider, welche sie getragen, und in deren Besitz zu kommen er sich alle Mühe gab, zog er nun eigenhändig täglich der Figur an, heute dieß, morgen ein anderes, und an festlichen Tagen schmückte er sie auf das prächtigste. An einem Tischchen saß die Figur, und der Marquis gab ihr bald diese, bald jene Attitüde; jetzt zupfte sie Gold,

oder sie hielt ein Buch in den Händen, und schien zu lesen; oft gab er ihr eine nachdenkende Stellung, und ließ sie bisweilen ein niedliches Briefchen schreiben. Manchmal besah sie sich im Spiegel, und war nicht selten mit Stickarbeit beschäftigt. Zuweilen lag sie nachläßig hingestreckt auf dem Soffa, und stand an schönen Tagen am Fenster. — Stundenlang verweilte der Marquis täglich bey seinem Idol, und betrachtete mit unverrücktem Blicke die theure Charlotte. Selbst dann, wenn er Besuche bekam, hieng er seiner Schwachheit nach, und führte die Besuchenden auf die Zimmer seiner Gemahlinn. Des Abends entkleidete er die Figur, zog ihr einen Nachthabit an, setzte sich mit derselben auf den Soffa, legte ihre Hand in die seine, und ruhte auf ihrem Busen. Sie hatte ihr eigenes Bett, und um die Schlafstunde mußten zwo Aufwärterinnen, welche er bloß dazu unterhielt, erscheinen, und ihre leblose Gebieterinn schlafen legen. Mit einem Kuße entfernte sich auch jetzt der Marquis, und gieng auf sein Zimmer. Um 9 Uhr früh kamen die Aufwärterinnen wieder, hoben Charlotten aus dem Bette, setzten sie auf den Soffa, machten Ordnung in den Zimmern, und brachten das Frühstück, welches der Marquis, nachdem er die Statue zärtlich umarmt hatte, an der Seite derselben einnahm. Hier-

auf zog er sie wieder nach seinem Geschmacke an, und gab ihr eine ihm beliebige Stellung. Er speiste in ihrer Gesellschaft, schrieb, las, und verrichtete mit einem Worte alle seine Geschäfte auf Charlottens Zimmer. Neunzehn Jahre hindurch beobachtete er täglich diese sonderbare Liebeley, und verordnete kurz vor seinem Tode, daß die Figur, gleich nach seinem Absterben, als eine Todte gekleidet, in einen Sarg gelegt, und zur Erde bestattet werden solle, während daß man seinen eigenen Leichnam in der Gruft, wo die wirkliche Charlotte lag, beysetzte. — Den beyden Aufwärterinnen versicherte er eine lebenslängliche Pension, und vermachte ihnen alle die Kleider, welche die Figur getragen, deren eine nicht unbeträchtliche Anzahl vorhanden war — denn mit jedem Vierteljahre bekam die Statue ein neues Kleid nach der herrschenden Mode. — Am Geburts- und Namenstage Charlottens entfernte sich der Marquis von seiner Figur von früh Morgens bis spät Abends nicht, und alle Domestiken mußten in Galla erscheinen. An ihrem Sterbetage kleidete sich der treue Liebhaber schwarz; schwarz gieng auch jeder, der auf dem Schloße wohnte; nur die Figur war in weißen Schleyer gehüllt.

Diese Schwachheit ausgenommen, war der Marquis übrigens ein sehr vernünftiger Mann. Jederman verweilte gerne in seiner

Gesellschaft. Seine Unterthanen hatten an ihm keinen Herrn, sondern einen für ihr Wohl zärtlich besorgten Vater. Tausend Augen weinten an seinem Grabe; tausend Segnungen begleiteten ihn in die Ewigkeit. Seine Dienerschaft war trostlos, als er starb, obschon jeder an äußern Glücksgütern bey seinem Tode gewonnen hatte, denn er bedachte jeden väterlich im Testamente. Sein Erbe ließ ihm ein Denkmal errichten, worauf sich eine Inschrift befand, die auf seine Liebe zu Charlotten anspielte.

XV.

Worinn er nicht alles Vergnügen fand!

Einer meiner Freunde lernte auf seinen Reisen durch Deutschland einen wohlhabenden Landmann kennen, der seine ganz eigenen Vergnügungen hatte, die, als Vergnügungen betrachtet, nicht sonderbarer seyn konnten. Ich will den Brief meines Freundes, der unmittelbar an dem Orte der Beobachtung geschrieben ist, wörtlich hersetzen; er lautet:

"Ich eile, liebster Freund, Sie, meinem Versprechen gemäß, mit dem Manne näher bekannt zu machen, dessen ich in meinem letz-

ten Briefe erwähnte. Sie, den das Studium des beseelten Menschen so wichtig ist, werden wahrscheinlich diesen kleinen Beytrag zu Ihren psychologischen Archive nicht verschmähen, um so weniger, da ich die Ehre habe Sie zu versichern, daß die strengste Wahrheit meinen Nachrichten zum Grunde liege. — Unser Landmann ist in einem Alter von ohngefähr 50 Jahren, genießt einer ununterbrochenen Gesundheit, und urtheilt über Dinge aus seiner Sphäre sehr richtig. Er ist ein zärtlicher Gatte, und Vater von 4 Kindern, die er, seinem Stande gemäß, gut erzieht. Im Christenthume legt er viel Eifer zu Tage, und in seinem Hauswesen hält er überaus viel auf Ordnung. Er ist ein vortrefflicher Wirth, arbeitsam und thätig im hohen Grade, und wohlthätig gegen Nothleidende. Er lebt sehr mäßig, und ich habe keine andere Leidenschaft an ihm bemerkt, als eine starke Neigung zum Zorne. Man versicherte mich, daß er in seinen jüngern Jahren viel zorniger gewesen sey, als er jetzt ist. Auch soll er vor beyläufig zehn Jahren ein heftiges Gallenfieber überstanden haben. Seitdem war er nie krank. — — Dieser Mann nun hat seine besondern Vergnügungen, nach denen er mit Heftigkeit verlangt, und deren manche er sich oft ein gut Stück Geld kosten läßt. — Erfährt er, daß irgendwo ein Misse-

thäter hingerichtet werden soll (und er giebt sich alle Mühe, es zu erfahren) so siehet er auf Weg und Witterung nicht, nimmt keine Rücksicht auf Zeitverlust und Zehrungskosten, machet sich auf, und eilet nach der Stadt, um ja zu rechter Zeit auf dem Richtplatze einzutreffen. Mit Wollust im Blicke siehet er hier dem Sterben des Unglücklichen zu, bedauert wohl das Schicksal desselben, aber gestehet auch zugleich, daß ihm Scenen dieser Art ein unaussprechliches Vergnügen verursachen, daß er ganze Tage zusehen könnte. Ist die Exekution vorüber, so säumet er nicht, um bald wieder zu Hause bey seiner Familie und bey seinen Berufsgeschäften zu seyn, die er jetzt lange Zeit mit neuem Muthe betreibet, so wie nicht weniger Monate lang in der besten Laune verbleibt. Von der Hinrichtung spricht er mit einem Feuer, daß man leicht daraus schließen kann, wie angenehm sie ihm seyn mag. Für den Hingerichteten selbst läßt er immer einige Messen lesen, und bethet fleißig für seine Seele. Köpfen siehet er am liebsten. Erzählet jemand in seiner Gegenwart eine Hinrichtungsgeschichte, so horcht er hoch auf, und macht tausend Fragen an den Erzähler, z. B. Wie hat sich der Deliquent benommen? Starb er mit Entschlossenheit? War er bey Sinnen? Wie verrichtete der Nachrichter seine Sache? u. s. w. Er verwahret ei-

ne große Menge gedruckter Blätter, die von Hinrichtungen handeln, und lieset sie, wenn er Muße hat, mit eben dem Vergnügen, als jetzt unsere Mädchen und Jünglinge Romane und Rittergeschichten lesen. — Ein große Voluptät für den Mann ist, wenn der Fleischer seines Dörfchens einen Ochsen, ein Kalb, ein Schwein schlachtet. Da muß er schlechterdings zugegen seyn, und ist sehr unzufrieden, wenn es doch zuweilen ohne ihn geschieht. — Seine Frau darf kein Huhn abstechen, ohne ihn dazu zu rufen. Mitten in der Arbeit läßt er alles liegen und stehen, und läuft nach der Küche, um Zeuge des blutigen Spektakels zu seyn. — Eben so interessiren ihn alle chirurgischen Operationen, als Aderlassen, Schröpfen, Zahnausreissen, Gliederabnehmungen, u. s. w. Ueberhaupt ist ihm der Anblick des Blutes eine reiche Quelle des Vergnügens." Man sollte denken, der Mann müßte nach allem dem ein harter, grausamer Mann seyn; nein, das ist er nicht; sein Charakter ist so sanft, als er es nur bey Einem seines Standes seyn kann. Absichtlich beleidigt er niemand, und ist sehr auf seiner Huth, um im Zorne seinem Nebenmenschen nicht zu schaden. Wo er einen Leidenden trift, dem hilft er, wie er kann, und man hat noch kein Beyspiel, daß er jemanden hätte Rache empfinden lassen. Selbst seinen Feinden verzeiht er, und thut

ihnen Gutes. — Ich glaube, der Mann sey als Knabe etwas schief gebildet worden; man hat ihm Blutvergiessen zum Vergnügen gemacht. Habe ich doch Frauenzimmer nicht ohne Geistes- und Herzenskultur gekannt, die den blutigsten Thierhetzen mit Freuden beywohnten."

Ich komme auf ein drittes Vergnügen meines guten Bauers, welches Sie, liebster Freund, so leicht nicht errathen, so wenig ich es errathen haben würde, hätte ich ihn nicht im Genuße desselben ertappt. — Es war an einem Sonntage Nachmittags, als ich ihn besuchte. Frau und Kinder waren zu einer Nachbarinn gegangen, und die Mägde tanzten in der Schenke. Der Landmann saß allein auf seiner Stube, und hatte auf dem Tische ohngefähr ein Viertelpfund Kreide, und etwas gelöschten Kalk vor sich liegen. Eilig verbarg er beydes in die Tischlade, als ich eintrat, und ihn grüßte. Er hatte sich keines Besuches versehen. Gerne wollte er mir danken, dieß sah ich an seinen Mienen, aber er konnte nicht sprechen; denn sein Mund war voll Kreide. Erst, als er diese hinabgeschluckt hatte, bewillkommte er mich, und sagte mir tausend Höflichkeiten. Wir waren einander nicht fremd; er hatte mich beym Pfarrer des Ortes, bey welchem ich wohne, kennen gelernt, und öfter gesprochen.

"Muß

"Muß euch doch einen Besuch geben, guter Mann, sagte ich."

Der Landmann. G'strenger Herr, sind halt gar zu gütig; weiß nicht, wie ich zu der Ehre komme. Daß doch's Weibsen nicht bey Hause ist, etwas frische Butter und Käse —

Ich. Nicht doch! Dank, vielen Dank für den guten Willen. Wollt' euch bloß fragen, ob ich nicht eure Pferde auf Morgen haben könnte?

Der Landmann. Thut mir Leid, g'strenger Herr; wahrhaftig sehr Leid; beyde Gaule sind mit dem Herrn Amtsschreiber in der Stadt, der erst übermorgen, will's Gott, zurückkommt; doch will ich beym Nachbar Mathiesen sogleich Nachfrage machen.

Ich. Nicht nöthig; meine Reise ist so dringend nicht, kann verschoben werden. Vergebt guter Mann, daß ich euch beym Vesperbrode gestört habe. Was war dann das, was ihr aßet? — Ich glaube gar, ihr habt Kreide gegessen?

Der Landmann. G'strenger Herr, lügen kann ich nicht, und was nützte es mir, wenn ich's auch läugnen wollte? Haben mich doch der g'strenge Herr darüber erwischt; will also lieber grade heraus mit der Farbe, und gestehe Ihnen, daß ich wirklich Kreide, und auch abgelöschten Kalk gegessen habe.

Ich. Wie kamt ihr auf diesen unnatürlichen Genuß?

Der Landmann. Wie ich darauf gekommen bin, weiß ich selbst nicht. Vor fünf Jahren, als ich diese Stube bauete, wandelte mich eine unwiderstehliche Lust an, von dem Kalke zu kosten, den der Maurer so eben abgelöscht hatte; ich konnte mich nicht halten, ich kostete den Kalk, und, g'strenger Herr, ich kann's Ihnen nicht beschreiben, wie gut er mir schmeckte. Bald darauf kam ich in die Stadt, und kaufte bey einem Gewürzkrämer etwas Gewürz ein. Der Mann hatte ein groß Stück Kreide da liegen. Mir stieg Wasser in den Mund; eine außerordentliche Begierde, Kreide zu essen, bemächtigte sich meiner. Geschwind zog ich einen Groschen hervor, und forderte Kreide dafür. Ich war nicht sobald aus dem Gewölbe, als ich auch schon mit Heißhunger in die Kreide biß, und mich daran labte. Sie schmeckt mir noch besser, als der Kalk.

Ich. Und thut ihr das öfter?

Der Landmann. Nur damals, wann ich Lust darnach bekomme, die sich eben nicht so oft einfindet. Es mögen wohl schon ein paar Monate verflossen seyn, daß ich weder Kalk, noch Kreide gegessen habe.

Ich. Und ihr befindet euch darauf?

Der Landmann. Sehr wohl; macht mir nicht die geringste Unbequemlichkeit.

Ich. Warum versteckte ihr Kreide und Kalk, als ich herein trat?

Der Landmann. Ich schäme mich meines Appetits, und möchte nicht gerne damit in's Gerede kommen.

Ich. Habt ihr diese Begierde nie zu überwinden, zu unterdrücken gesucht?

Der Landmann. Das Vergnügen, so ich dabey habe, ist zu groß; ich kann mich unmöglich desselben entschlagen, um so weniger, da es meiner Gesündheit nicht schadet. — Aber, g'strenger Herr, wenn ich bitten darf —

Ich. Was verlangt ihr, guter Mann?

Der Landmann. Wollt' nicht gerne in's Gerede kommen —

Ich. Ich verstehe euch; rechnet auf meine Verschwiegenheit. — Bald sprechen wir uns wieder. Lebt wohl!

Frauenzimmer essen zuweilen Kalk und Kreide; ich halte dafür, daß eben diese Ursachen bey dem Landmanne den sonderbaren Appetit erzeugt haben. Daß er aber dabey ein so großes Vergnügen empfand, mag wohl daher ruhren, daß seine Geschmackswärzchen auf der Zunge und in der Peripherie des Mundes einen eigenen Bau, eine eigene Figur hatten, für welche gerade die aufgelößte Kreide oder der Kalk der passendste Reiz war,

Staatliche Bibliothek Bamberg

der darauf einen ihm äußerst behaglichen Kitzel hervorbrachte. *)

Noch, bester Freund, bin ich mit den Vergnügungen dieses Mannes nicht am Ende. Ich erfahre täglich etwas Neues. — Wann

---

*) Die Beyspiele, daß Menschen oft ganz widernatürliche Dinge mit Vergnügen geniessen, sind eben so gar selten nicht. Erst 1754 öffnete man zu Wittenberg auf obrigkeitlichen Befehl einen gewissen Jakob Kahle, der nicht nur ein außerordentlicher Vielesser war, sondern auch ganz ungewöhnliche Dinge fraß. Irdene Schüsseln und Teller verschwanden in seinem Munde. Irdene Oefen waren vor ihm nicht sicher. Glas, Porzellän, Schiefer- und Kiselsteine dienten ihm als Leckerbissen. Er hatte ein so scharfes Gebiß, daß man in den Steinen, in die er gebissen hatte, die Spuren seiner Zähne eben so deutlich sehen konnte, als wie man sie bemerkt, wenn man in einem Apfel beißt, und wann er eine Tasse Caffee mit der Schale, oder ein Glas Wein sammt dem Glase zu sich nahm, so zermalmte er diese Dinge so schnell, und mit solchem Getöße, als das ist, welches der hungrigste Kettenhund beym Zermalmen eines Rindknochens macht. Delikatessen waren ihm Ratten, Mäuse, Eulen, Raupen und Heuschrecken. Einmal hatte er einen so entsetzlichen Appetit, daß er ein bleyernes Schreibzeug mit Tinte, Streusand, Federn und Federmesser verschlang. Man würde Grund haben, diese Thatsachen zu bezweifeln, wenn nicht gerichtlich abgehörte Zeu-

Hunde im Dorfe heulen, ein zahlreicher Trupp Katzen seine Haar bergan treibende Symphonie anstimmt, Raben krächzen, und Uhu und Eulen sich hören lassen, die Feile am Eisen quitscht, mit einem Messer oder mit den Fingernägeln jemand Kalk von der Wand herabkrazt, so ist unser Landman *in dulci jubilo*. Er lächelt, sein Aug blickt freundlich, es ist ihm, als wenn er die angenehmste Musik hörte. — Diese Vergnügungen genießt er öfter.

---

gen sie eidlich bestätiget hätten. Ein andermal verzehrte er in einem Wirthshause einen ganzen Dudelsack, der einem reisenden Pohlen gehörte, welcher aus Furcht, daß Kahle auch ihn verschlingen möchte, die Flucht nahm. — Bey allem dem war der Mann vollkommen gesund und stark, und starb erst im 79sten Jahre seines Alters. — In meinem Naturbuche, Wien bey Patzowsky, 1795. erzähle ich noch andere Freßanekdoten von diesem Menschen. — Steinfresser habe ich mehrere selbst gesehen, und einer anatomischen Sektion eines Soldaten beygewohnt, der öfter in Wirthshäusern das Bier sammt dem gläsernen Geschirre ohne Schaden verschlang. Seine Zunge und die ganze innere Fläche des Mundes war lederartig, und die zotigte Haut des Magens, junica villosa, erregte Verwunderung durch ihre Stärke. — Solche Organisationen fordern dann freylich einen erstaunlichen Reitz, und das Vergnügen des Fressers muß um so größer seyn, weil gewöhnliche Speisen ihn gar nicht reizen.

Ich denke sein inneres Ohr habe ebenfalls eine eigene, ungewöhnliche Bauart. — So gefällt ihm auch das im gemeinen Leben so genannte Schnofeln oder Schnufeln, — durch die Nase reden, — überhaupt alle dissonanten, schneidenden, höchst unregelmäßigen Töne haben seinen Beyfall, und sind im Stande, ihn hüpfen und springen zu machen. Doch ist er dabey kein Feind einer ordentlichen Musik; er singet und tanzet gerne.

Noch eines seiner Vergnügen muß ich erwähnen, und ich schließe. Wann er bey Gelde ist, so gehet er im Dorfe herum, und bezahlet Knaben, die sich dafür auf einen Fuß stellen müssen, indeß sie den andern rücklings beugen, und mit der Hand halten. An dem Anblicke dieser Stellung ergötzet er sich lange. Sie würde ihm auch an Erwachsenen gefallen, wenn ihm solche nur den Gefallen erweisen wollten. — Die Figur, die der Knabe mit dieser Stellung macht, mag wohl seiner Seele ohngefähr so behagen, wie mathematische Figuren dem Mathematiker.

Zwar hätte ich Ihnen noch ein und anders zu sagen, aber ich erinnere mich, daß ich Ihnen den Schluß dieses goliathischen Briefes schon angekündigt habe, also — ein andermal. *Cura, ut valeas*, schrieb *Cicero* unter seine Briefe, und wenn ich gleich kein *Cicero* bin, so bin ich doch Ihr Freund,

und sage Ihnen auf deutsch — ein recht herzliches Lebewohl.„

XVI.

Der Speisedieb und Geldborger aus innerm Drange.

In einer bekannten deutschen Stadt lebte noch vor kurzem ein Mensch, dessen Lebensgeschichte unstreitig die Aufmerksamkeit jedes Forschers menschlicher Charaktere verdient. Wer ihn sah, erschrack bey seinem Anblicke; fleischlose Knochen schlotterten unter einer erschlappten Haut; tief in ihren Höhlen lagen seine matten Augen, und Todesbläße hatte sein Gesicht überzogen. In einem Alter, das nicht weit über 30 Jahre hinaus reichte, schien er ein Greis von 80 zu seyn. Sein Charakter war aus Geldgeiz, Hang zum Stehlen und Geldborgen zusammengesetzt, und äußerte sich auf eine höchst sonderbare Art.

Da er unfähig war, seine Begierden zu beherrschen, und sich selbst zu leiten, hat man ihm der Aufsicht eines Hauses übergeben, das in dem Rufe einer unbescholtenen Rechtschaffenheit stand. Was er bedurfte, erhielt er von seinen Vormündern; man ließ ihn an

nichts Mangel leiden, besonders freygebig versorgte man ihn mit Speise und Trank; denn, wo er immer konnte, stahl er die Gerichte vom Tische weg. Selbst an der Tafel seiner Pflegeltern steckte er heimlich Speisen ein, die er entweder vergrub, oder des Nachts, weil er selten ruhig schlafen konnte, verzehrte. Man hat alle Mittel versucht, dieses Wegtragen der Speisen bey ihm zu verhindern; man vernähete ihm sogar seine Taschen; aber nun steckte er das entwendete Fleisch in seine Beinkleider, oder in die Ärmel seines Rockes, oder verbarg es gar unter seine Haare. So oft er jemanden essen sah, dachte er schon darauf, ihm wenigstens einen Theil von der Speise zu stehlen. Selbst Thieren nahm er ihre Nahrung hinweg. Einst warf man dem Haushunde einen Knochen vor; der Hund nagte daran. Der Speisedieb wurde dessen kaum gewahr, als er über den Hund herfiel, sich mit ihm herum balgte, und nicht eher ruhte, als bis er ihm den Knochen geraubt, und in seinem Vorrathswinkel getragen hatte. Dieser Vorrathswinkel, den er immer wieder anfüllte, wenn er auch noch so oft ausgeleert, und gereinigt ward, erregte Eckel im höchsten Grade. Verschimmelte Brodrinden, Zucker, faule Knochen, stinkendes Fleisch, Speck, Würste, Butter, Wein und Caffee unter einander gegossen, Neigen von Bier und Suppe, Ku-

chen und Arzeneyen lagen da in größter Unordnung untereinander, und der Mensch war nie glücklicher, als wenn er in diesem unsauberen Loche stundenlang einsam sitzen, und in dem Unflathe herumwühlen konnte.

Seine Begierde, Geld zu borgen, war eben so extrem, als die Begierde, Speisen zu stehlen. Bekannte und Fremde redete er dießfalls an, und wer ihm etwas lieh, der konnte immer seine Hoffnung aufgeben, je wieder das Darlehn zurück zu erhalten.

Sehr auffallend ist bey diesem Charakter folgender Zug. Es fragte ihn jemand, womit er sich die Zeit vertriebe? "Mit Lektüre,, antwortete er, und es veroffenbarte sich, daß er mit einer Menge der besten deutschen Schriften bekannt war, und solche ziemlich richtig beurtheilte. Er sprach ein reines Deutsch, ob er gleich nie studirt hatte. Selbst in der französischen und englischen Litteratur war er nicht ganz Fremdling.

Eben der Mann, der die obige Frage an ihn that, suchte von ihm zu erfahren, wie in ihm nach und nach seine unmäßige Geldbegierde entstanden sey. — Ganz unverhohlen sagte er: "Geitz und Geldbegierde sind mir gleichsam angebohren, und es ist mir durchaus nicht möglich, sie abzulegen. Ein innerer unwillkührlicher Instinkt, wovon ich sehr gut weiß, daß er unrecht ist, treibt mich zum

Stehlen an, und macht mich höchst unruhig, so lange ich den Gegenstand, zu dessen Besitz ich einige Hoffnung habe, nicht erlangen kann. Ich war zum Kaufmanne bestimmt, und ein Kaufmann muß durchaus geitzig seyn, wenn er durch die Welt kommen will.,,

Es war in einer Krankheit, daß er communiciren wollte. Man holte den Geistlichen, der ihn zu dieser Handlung vorbereiten sollte. Der Geistliche gab sich alle erdenkliche Mühe, ihm das Abscheuliche seines Charakters recht lebhaft vorzustellen. Der unglückliche Mensch fühlte sich auf einmal gerührt, gestand es dem Beichtvater selbst ein, daß er sich durch seine Fehler bey allen Menschen verächtlich mache, und versprach, mit reuigen Thränen in den Augen, sich gewiß zu bessern; — aber, kaum sollte man es glauben, zu gleicher Zeit entdeckte der Geistliche die Hand seines Beichtkindes in der Zuckerdose des Wirthes, die er, während daß der Seelsorger mit ihm sprach, heimlich plündern wollte.

Oft trieb der Geitz den armen Menschen so weit, daß er keine Lebensgefahr, keine Beschimpfung achtete, wenn er nur dadurch einige Pfennige gewinnen, oder ersparen konnte. Er hat einigemale bey ungestümmen Wetter vor den Thoren der Stadt auf platter Erde Nächte hindurch zugebracht, weil er das geringe Thorgeld, welches die zu spät Ankom-

menden, um in die Stadt eingelassen zu werden, hätte bezahlen müssen, nicht erlegen wollte. — Man wollte ihn durch Schläge von seinen Diebereyen abhalten, aber dieses Mittel schien das Uebel nur noch zu vermehren. Fast täglich stahl er seinen Vormündern, — die zugleich sein nicht zu geringes Vermögen verwalteten, verschiedene Kleinigkeiten, als Messer, Gabeln, Bouteillen u. s. w. und trug sie, wenn er entwischen konnte, oft des Abends unter seinem Schlafrocke zum Verkaufe aus; ja, er suchte sogar die Kinder der Nachbarschaft zu bereden, daß sie ihre Eltern heimlich bestehlen, und die Beute mit ihm theilen sollten.

Ich glaube, eine schlechte Erziehung, und häufige Beyspiele von Geitz und Habsucht haben diesen häßlichen Charakter hervorgebracht.

Mir waren einige Personen bekannt, die einen ähnlichen Hang zum Stehlen und Geitze hatten. Wo sie sich in einem Zimmer allein befanden, da steckten sie sicher etwas heimlich zu sich. Es war nicht Mangel, was sie dazu verleitete, es war ein immer unwiderstehlicher Trieb. Einige verkauften das Gestohlene, andere hoben es sorgfältig auf, ja ich kannte sogar einen, der gewissermassen ein ehrlicher Dieb war; was er heute gestohlen hatte, brachte er morgen dem Eigenthümer wieder treulich zurück; er stahl nur des Vergnügens wegen.

XVII.

Der enthusiastische Katzenfreund.

Herr * hatte von seiner Jugend an, eine ganz besondere Vorliebe für Katzen. Er wuchs, so zu sagen, unter diesen Thieren auf. Sie waren seine beständigen Gesellschafter, seine Tisch- und Bettgenossen. Ein Paar Katzen begleiteten ihn sogar auf die Universität. — Er trat in den Wirkungskreis des Mannes, und noch immer blieb er der wärmste Katzenfreund. — Er heurathete, und seine Gemahlinn mußte sich gefallen lassen, wann an seiner Liebe zugleich 25 wohlbeleibte Katzen Theil nahmen. Er ward Wittwer, und nun erst stieg seine Katzenpassion auf den höchsten Grad. Er kaufte sich ein geräumiges Haus von zwey Stockwerken, vermehrte seine Katzengesellschaft auf hundert der ausgesuchtesten Thiere, stellte zwo Mägde zur Wartung derselben an, entzog sich allen Geschäften, und widmete sich ganz seinen miauenden Freunden. Das erste Stockwerk des Hauses bewohnte er, das zweyte war den Katzen eingeräumt. Es bestand aus zehn Zimmern, und eben so viel Katzen

wohnten im jeden: *No. I.* führte die Aufschrift: die weiße Loge; *No. II.* die schwarze; *No. III.* die scheckigte; *No. IV.* die graue; *No. V.* die marmorirte: *No. VI.* die braune; *No. VII.* die feuerfarbe; *No. VIII.* die silberfarbe; *No. IX.* die fahle, und *No. X.* die fuchsfarbne Loge, womit angedeutet wurde, daß die Bewohner der Zimmer von eben dieser Farbe sind. Es ist merkwürdig, daß Herr * keine männlichen Katzen duldete. Der schönste Katter fand keine Aufnahme bey ihm. Befürchtete er etwa Vermehrung? oder besorgte er, daß seine Käzinnen durch den Umgang mit Kattern ihre Schönheit verlieren dürften? Vielleicht war beydes der Beweggrund, warum er bloß weiblichen Katzen seine Freundschaft schenkte. Sie bekamen täglich die beste, die reinlichste Nahrung, und wurden überhaupt so gepflegt, als nur ein Thier vom großen Werthe gepflegt werden kann. Oefter des Tages besuchte sie Herr *, hielt sich auf jedem Zimmer immer eine gute Weile auf, und belustigte sich an den Bewegungen, Gebehrden und Sprüngen, welche seine vierfüssigen Lieblinge machten. Er behauptete, daß er sich auf die Physiognomie der Katzen so gut verstünde, daß er mit Gewißheit weiß, was für ein Gemüthscharakter jeder Katze eigen sey. Jede der seinigen hatte ihren Namen, der mit rothen

Buchstaben in einem eigends dazu angelegten Protokolle verzeichnet war. Neben dem Namen der Katze war eine zwote Rubrik, in welcher sich die Farbe des Thieres befand; der folgte eine dritte, welche die Farbe der Mutter enthielt; für das Alter war eine vierte Rubrik bestimmt; in der fünften las man den Tag der Aufnahme, und in der sechsten die Gemüthseigenschaften des Kätzchens. Die siebente Rubrik hatte die Ueberschrift: **Außerordentliche Veränderungen**, und begriff in sich besonders auffallende Launen des Thieres, seltene Beobachtungen über das Betragen desselben, Krankheiten, gebrauchte Arzeneyen, Genesung u. s. w. Die achte Rubrik war dem Todesfalle der Katze geeignet. — Dieses Protokoll führte Herr * eigenhändig, und mit der größten Genauigkeit.

Ereignete sich der traurige Fall, daß der Katzen eine den Weg des Fleisches gieng, so wurde sogleich eine andere von gleicher Farbe angeschafft. Die Zahl hundert mußte zu allen Zeiten voll seyn.

Bey dem letzten täglichen Besuche, der gegen Abend erfolgte, wählte sich Herr * allemal vier Katzen, denen die Ehre widerfuhr, mit in seinem Bette zu schlafen, und mit ihm des Morgens das Frühstück einzunehmen. Nachdem er sie genug gestreichelt, und mit Liebkosungen überhäuft hatte, trug er sie unter

seinem Schlafrocke auf ihr Zimmer, und erkundigte sich nach dem Wohlbefinden ihrer übrigen Schwestern. Gab es welche darunter, deren Gesundheit verdächtig zu seyn schien, so ward unverzüglich Meister Martin, — ein Mann, der sich als Vieharzt in der Gegend brauchen ließ, — herbeygerufen, und die kränklenden Katzen wurden auf ein anderes Zimmer übertragen, und da als Patienten behandelt. Hier und auf den gewöhnlichen Stuben befanden sich förmliche kleine Betten, worinn die Katzen schliefen, und ein eigener Saal im Hause war zur Motion für die Thiere bestimmt, worinn sie täglich sämmtlich in Gesellschaft erschienen. Rufte der Tod eine Katze hinweg, so ward sie in Gegenwart des traurenden Herrn * im Garten des Hauses zur Erde bestattet, und im Protokolle Tag und Stunde ihres Hintritts verzeichnet.

Besuchte ein Fremder Herrn *, so mußte derselbe vor allem andern die Katzen sehen, und sich dann von diesen Thieren oft Stundenlang unterhalten lassen. Herr * wußte tausend Anekdoten von seinen Lieblingen zu erzählen, und verlor sich manchmal in den Lobreden, die er ihnen hielt, so weit, daß er kein Ende finden konnte: da hieß es: "Sie sollten meine Urania gesehen haben, das war ein Kätzchen! das war ein Thier! das Aug voll Feuer, voll Ausdruck, das Näschen ge-

spitzt, weiß wie Alabaster, rosenroth der Mund, und der Schmelz der Zähne bewunderungswürdig! Zwar ist Philomele auch entzückend schön, aber eine Urania ist sie doch nicht. Und ihr Verstand! — o, es ist unglaublich, welch ein Genie das Thier war! Auch erweckte sie wirklich Achtung bey allen übrigen Katzen für sich, sie begegneten ihr mit Ehrfurcht. — In ihre Fußstapfen trat Penelope, die noch lebt, die Sie in der feuerfarbnen Loge bemerkt haben mußten. Ich habe meine Freude, wenn ich Penelopen sehe; ihre Miene ist nachdenkend, forschend, prüfend. — Cassandra, in der silberfarbnen Loge, besitzt außerordentliche Geschicklichkeiten; wenn sie ihr Pfötchen hebt, mit welcher Grazie thut sie das! Und die schmachtende Semele, und die philosophische, ernsthafte Clicerion! Herr, Sie müssen die Thiere noch öfter sehen; ich kann Ihnen unmöglich die Eigenschaften jedes einzelnen schildern; es sind wahre Meisterstücke der Katzenwelt.„ — So pflegte sich Herr * auszudrücken, wenn er über seine Katzen zu sprechen kam.

Eilf Jahre wohnte er mit seinen Katzen. Nur schwer trennte er sich von ihnen, als ihm der Tod winkte, und er die Schuld der Natur bezahlen mußte. Er hinterließ ein Testament, worinn er sein großes Haus, und einen ansehnlichen Theil seines Vermögens zur

Un-

Unterhaltung dieser Thiere widmete, und sowohl die Wärterinnen der Katzen, als die Exekutoren und Zeugen des Testaments reichlich bedachte. Zwar verordnete er nicht, daß beym Absterben einer Katze an die Stelle derselben eine andere kommen sollte; demohngeachtet dauerte es aber doch ziemlich lange, ehe alle dahin waren.

In einem der Hefte des **Journals von und für Deutschland** erinnere ich mich, ein ähnliches Testament von einem Katzenfreunde wörtlich abgedruckt, gelesen zu haben. Eine sonderbare Passion in der That! Ein Beweis von der Schwäche des Menschen! Und was das schlimmste ist, eine Passion, die eben nicht so selten beobachtet wird, besonders in Hinsicht auf Hunde, ganz unnütze, unbrauchbare Hunde, die oft enthusiastische Freunde, besonders Freundinnen unter dem Menschengeschlechte finden, und mancher Dame zuweilen theurer sind, als Gatte, Kinder, Freunde und Leidende.

XVIII.

Die gnädige Frau, und Pitziki — ihr Schooßhündchen.

Die gnädige Frau.

Ich bin in tausend Sorgen Louise.

Louise. Ihr Gnaden müssen das Beste hoffen.

Die gnädige Frau. Das liebe Thierchen ist von so zarter Complexion, und — das erstemal Louise, denke doch, das erstemal.

Louise. Tausend andere, von noch zarterer Complexion, kommen davon, wird wohl auch Pitziki —

Die gnädige Frau. Schweig' Unempfindliche! — Pitziki ist des Todes, ich bin des Todes! O, wäre doch der critische Augenblick schon vorüber! der Augenblick, der über Pitziki entscheidet!

Louise. Beruhigen sich Ihr Gnaden; ich will Pitziki in der Bedientenstube einen Heupolster in die Ecke legen, und alles wird glücklich, wird gut vorüber gehen.

Die gnädige Frau. Was sprichst du von der Bedientenstube, von einem Heu-

polster? Ich glaube gar, du willst Pitziki wie eine gemeine Hündinn —

Louise. Auf den Heupolster in die Bedientenstube legen, und sind die Jungen da, so soll die Küchenmagd —

Die gnädige Frau. Unverständiges, pöbelhaftes Ding! — Wo denkst du hin? Pitziki, das edle Thier, Pitziki mein Augapfel, mein Theuerstes, was ich auf der Welt habe, mein Trost, mein Vergnügen, meine Wonne, soll auf einem Heupolster und auf einer Stube, wo alles lärmt und schreyt, wo keinen Augenblick Ruhe ist, wo Unreinlichkeit herrscht, da soll Pitziki sich ihrer Bürde entledigen, und die allerliebsten kleinen Geschöpfe, die herzigen Dingerchen, sollen von einer Küchenmagd.

Louise. In's Wasser geworfen werden, nicht so, gnädige Frau?

Die gnädige Frau. Da eine Ohrfeige für deine Unverschämtheit! Und jetzt packe dich fort aus meinen Diensten, elende Creatur.

Louise. Die Ohrfeige, Ihr Gnaden, habe nicht umsonst bekommen. Daß ich mich dafür bedanke, hört Karl, der schon lange hier auf Euer Gnaden Befehle wartet. (gehet ab.)

Die gnädige Frau. Gut, daß Ihr da seyd; gehet sogleich nach der Hebamme,

dort am Platze; sie soll unverzüglich erscheinen. Pitziki wird es nicht lange machen.

Karl. Ich bitte Ihr Gnaden, die alte Küchenmagd dahin zu schicken. Ich will es ihr sagen. (entfernt sich schnell.)

Die gnädige Frau. Hier ruhe auf meiner Schooße, arme Pitziki; es wird bald Hülfe kommen; man wird alles anwenden dir deine Schmerzen zu erleichtern. — O, winsle doch nicht; du brichst mir das Herz, mein Pitziki. Wenn dir dieser zärtliche Kuß helfen könnte!

(Die Amme tritt herein.)

Die Amme. Wollen sich Ihr Gnaden nicht nach dem Kindszimmer bemühen; der kleine junge Herr hat abermals fürchterliche Zuckungen; der Doktor zweifelt an dem Aufkommen desselben.

Die gnädige Frau. Macht, was ihr wollt; ich kann unmöglich; seht ihr doch, daß meine Pitziki keine Minute mehr sicher ist. Geht, macht, was ihr wollt, nur laßt mich.

(Heinrich, der zweyte Bediente tritt ein.)

Heinrich. Erlauben Euer Gnaden, daß ich mich auf ein Stündchen entferne; mein Weib ringet mit Geburtsschmerzen, und verlangt nach mir.

Die gnädige Frau. Nicht von der Stelle! Ich brauche jetzt alle meine Leute;

man kann nicht wissen, was Pitziki vorfallen könnte. Euer Weib wird ohne euch schon fertig werden. Wie gesagt, nicht von der Stelle.

Jetzt erschien die Hebamme, und Pitziki ward derselben nahe an's Herz gelegt. Auf dem Kabinete der gnädigen Frau, warf die Hündinn ihre Jungen. Täglich mußte die Hebamme kommen, und Pitziki's und der Hundefamilie pflegen. Als 9 Tage um waren, bezahlte die gnädige Frau die Hebamme. Diese war mit der Bezahlung nicht zufrieden; sie forderte hundert Dukaten, und bestand auf ihrer Forderung. Die gnädige Frau wollte sich dazu nicht einverstehen. Die Hebamme klagte, und der verständige Richter verurtheilte die Gnädige zur Auszahlung des Geldes ohne den geringsten Abbruch, — und das von Rechtswegen.

XIX.

Ein höchst sonderbarer Geschmack in der Liebe.

Die liebenswürdigsten jungen Männer, Männer von Ansehen, Talenten und Vermögen, bewarben sich um die Hand der reizenden Ama-

lie. Jede andere würde sich im Besitze eines von diesen Männern glücklich gepriesen, und dem süssen Augenblicke der Vereinigung mit Sehnsucht entgegen gesehen haben; aber Amalie dachte nicht so. Es war nicht Stolz, nicht übertriebene Selbstliebe, nicht eine romantische Denkart, was sie abhielt, die Wünsche ihrer Familie zu befriedigen, und einen aus den Liebhabern, deren keiner dem andern an innern und äußern Vollkommenheiten nachstand, ihre Hand zu reichen. Sie wußte, daß sie die edelsten Männer vor sich hatte; sie ließ den Vorzügen derselben alle Gerechtigkeit widerfahren, und nannte die Mädchen glücklich, die Gattinnen dieser Männer werden würden. Oft weinte sie Nächte und Tage durch, und that sehr unzufrieden mit sich selbst. In ihren Mienen las man deutlich, daß sie einen schweren innern Kampf kämpfte. Ihr Vater, ein Mann von großen Geiste und eines vortreflichen Herzens, den Amaliens Betragen aufmerksam und nachdenkend gemacht hatte, überraschte sie eines Abends auf ihrem Zimmer, als sie eben in Thränen zerfloß, und aus tiefer Brust herauf seufzte.

Der Vater. Tochter, was bedeuten diese Thränen? Was nagt an deinem Herzen?

Amalie. O, mein Vater!

Der Vater. Der bin ich, Amalie in dem ganzen Umfange des Wortes, dein gu-

ter Vater, zärtlicher Vater! Lange beobachte ich dich schon, bin stummer Zeuge deiner Leiden, und es schmerzt mich, daß du mir dein Vertrauen entziehst.

Amalie. Vergebung Ihrer Tochter, mein Vater! O, ich bin unglücklich!

Der Vater. Oft liegt die Ursache des Unglücks in unserer Einbildung. — Amalie, sey offenherzig! Sieh' in deinem Vater einen Freund vor dir; vielleicht kann dieser Freund Trost in deine bekümmerte Seele bringen; — Man liebt dich, Amalie; die edelsten Jünglinge werben um dich; — wähle; mit heisser Vaterliebe drücke ich den Gewählten an diese Brust, und nenne ihn meinen Sohn! — Wähle auch keinen von diesen; fern sey von mir der Gedanke, dich wider deinen Willen, wider deine Neigung zu verheurathen! Hier bin ich nur dein Rathgeber, du entscheidest übrigens selbst. Schlägt etwa dein Herz für einen, den ich nicht kenne, so nenne mir ihn; ich will ihn segnen; denn ich bin gewiß, daß meine Amalie keinem Unwürdigen ihre Liebe schenkt. — Rede, meine Tochter; mir scheint, ich habe eine Saite deines Herzens berührt, die du verbergen willst.

Amalie. (dem Vater zu Füssen fallend.) Gütigster, bester Vater, haben Sie Nachsicht, Erbarmen mit mir! — Mein Unglück ist namenlos!

Der Vater. (sie aufhebend). Sey es, was es wolle, Tochter, rede! Du kannst den Vater wohl beugen, aber seine Liebe zu dir bleibt ewig.

Amalie. Die ich auch noch mit keiner unedlen That gekränkt habe; Ihre Tochter, mein Vater, ist sich keiner Vergehung bewußt.

Der Vater. Amalie, du giebst mir neues Leben mit diesen Worten! — — Nein, Tochter, du bist nicht, du kannst nicht unglücklich seyn! Die Tugend kann nicht unglücklich seyn!

Amalie. Und doch bin ich es unaussprechlich mein Vater!

Der Vater. Rede, meine Amalie!

Amalie. Es lieben mich viele würdige Männer, ich wünschte einen daraus wieder lieben zu können, und vermag es nicht; mein Herz ist dieser Liebe nicht fähig.

Der Vater. Suche also einen andern Jüngling, dem dieses Herz zufliegt, und sey glücklich im Besitze desselben.

Amalie. Ich kann nicht, mein Vater!

Der Vater. Und warum nicht? Amalie, du wirst räthselhaft.

Amalie. Was das Herz wollte, dagegen sträubet sich der Verstand. — Ich beschwöre Sie, mein Vater, dringen Sie nicht weiter in mich.

Der zärtliche Vater beruhigte sich damit,

daß er Amaliens Betragen für weibliche Laune nahm, die nicht von Dauer seyn dürfte. Er stellte keine Fragen mehr an das Mädchen, und überließ es der Zeit und den Umständen, wann und wen Amalie zum Gatten wählen würde. Es vergiengen Jahre, und noch hatte die Schöne nicht gewählt. Die vortheilhaftesten Anträge schlug sie aus. Niemand konnte begreifen, welche Beweggründe sie dazu haben mochte. Vergebens mühete sich der Vater hinter das Geheimniß zu kommen. Amaliens Herz schien unrührbar zu seyn; und schon glaubte man, daß sie für Liebe nicht geschaffen sey, als sich mit einemmale ein Vorfall ereignete, der zum Erstaunen aller das Räthsel lößte.

Man fand für gut, in das Städtchen, wo Amalie lebte, einige Compagnien Soldaten zu legen. Bald machten verschiedene Officiers Bekanntschaft im Hause ihres Vaters, die dieser um so lieber sah, da er ein großer Freund des Militairstandes war. Es gab sehr brave, verehrungswürdige Männer darunter, die alle Gaben eines feinen geselligen Umgangs in sich vereinigten, und eine eben so große Erfahrung in ihrem Fache, als andere schätzbare Kenntnisse zu Tage legten. Diese waren die täglichen Gesellschafter von Amaliens Vater. Vergnügt brachte er die Abend-

stunden mit ihnen zu. Man sprach bald über Kriegsangelegenheiten, bald über den Frieden, bald über Künste und Wissenschaften, bald über die Verschiedenheit der Charaktere der Menschen bey einem Regimente.

"Bey meiner Compagnie dienet ein Gemeiner, sagte ein Officier, der gewiß in jedem Betrachte merkwürdig ist. In seinem Dienste ist er der pünktlichste Mann, besitzt manche brauchbare Kenntnisse, und bewies schon mehrmalen vor dem Feinde, daß es ihm an wahrem Soldatenmuthe nicht gebricht. Auch sein Herz ist nicht ungebildet; ich hatte Gelegenheit ihn unbemerkt zu beobachten, wo er Handlungen ausübte, die seinem Gefühle Ehre machen. Aber außerdem scheint eben dieser Mann aus allen möglichen moralischen Unvollkommenheiten zusammengesetzt zu seyn, welches auch die Ursache ist, daß man ihn unmöglich befördern kann. Alle Leidenschaften beherrschen ihn. Ist sein Dienst vollzogen, so schweift er aus, und keine Strafe ist vermögend, ihn zurückzuhalten. Worüber andere lachen würden, dieß ist für ihn mächtiger Reiz zum Zorn, den er sich bis zur Raserey überläßt. Im Essen und Trinken kennt er keine Gränzen, und es ist zu verwundern, wie sein Körper alle die Stürme aushalten kann, mit welchen er demselben zusetzt. Die Wollust reißt ihn mit sich fort. Es kommen Tage,

wo sich der Geitz seiner bemächtigt, wo er das Stückchen Fleisch, das ihm bey der gemeinschaftlichen Mahlzeit zu Theil wird, sammt dem Brod verkauft, und Kalk von der Wand krazt, und solchen statt des Tabaks schnupft, schimmlichte Brodrinden sucht, sie mit Pulver bestreut, und ißt. Auf einmal gehet er zur Verschwendung über, und opfert einer halben Stunde oft die Ersparniß von Monaten auf. Sein größtes Vergnügen ist, wenn er stehlen kann. Meistens stiehlt er solche Dinge, die gar keinen Werth haben. Oft verfällt er mitten in der Nacht in diesen Zustand; hier stehet er auf, ergreift das erste Beste, was ihm in die Hände fällt, zerschmeißt es in Stücken, und leget sich sodann wieder beruhigt nieder. — Seine Flüche sind erschrecklich, und freuet er sich über etwas, so sollte man glauben, einen Wahnsinnigen vor sich zu sehen. Alle Wirthshäuser kennen ihn als den unbändigsten Rauffer; und seine Kammeraden zittern vor ihm, wann er seinen starken Arm gegen sie ausstreckt. — Die Strafen, welche dieser Mann schon erfahren, sind zahllos; er litt alle mit einer Standhaftigkeit, die Verwunderung erregte. Ruft ihn der Dienst, und er ist mitten in Ausschweifungen, treibt ihn die Leidenschaft mit aller ihrer Gewalt umher, so sammelt er sich in einem Augenblicke, und vollziehet seine Pflicht.

Seines Dienstes wegen ist noch keine Klage gegen ihn eingelaufen.

So erzählte der Officier, und mit gespannter Aufmerksamkeit horchte ihm Amalie zu. Sie machte tausend Fragen an ihn; der Officier hatte Mühe, sie alle zu beantworten. Nach wenigen Tagen kannte Amalie schon den Mann, hatte mit ihm gesprochen, und — liebte ihn leidenschaftlich, so zwar, daß sie ihre Liebe im geringsten nicht zu verbergen suchte, vor ihrem Vater mit der entschlossenesten Miene erschien, und den Soldaten zum Gatten verlangte.

Der Vater. Amalie, Tochter, welch' ein Entschluß!

Amalie. Ein Entschluß, mein Vater, den nicht Ihre, nicht die Vorstellungen der ganzen Welt zu ändern im Stande sind. — So, gerade so muß der Mann beschaffen seyn, den ich lieben kann. Ich habe ihn gefunden und schwöre ihm ewige Liebe! — Ich weiß mein Vater, Sie werden, Sie können nicht Ihre Einwilligung zu dieser Ehe geben; aber ich weiß auch, daß es meine Pflicht ist, Sie von meiner Liebe zu unterrichten. Diese Pflicht zu erfüllen, erschien ich vor Ihnen, und wenn die Bitte eines unglücklichen Kindes das Vaterherz zu rühren im Stande ist, so sehen Sie mich hier zu Ihren Füssen, hören Sie auf meine Bitte, und fluchen Ihrer Amalie nicht.

Der Vater. Geh auf dein Zimmer.

Amalie. Ich lese Mitleid in Ihrem Blicke mein Vater, und bin weniger unglücklich.

Der Vater wandte alle Regeln der Klugheit an, um Amaliens kranke Seele zu heilen. Einsichtsvolle Freude vereinigten sich mit ihm zum gleichen Endzwecke. Doch weder Vater noch Freunde vermochten etwas über das Mädchen. Ihre Liebe zu dem Soldaten wuchs täglich, und erreichte ihren höchsten Grad, als man diesen entfernt hatte. Amalie verfiel in einen Zustand, der wirklichen Wahnsinn befürchten ließ.

Mit geengtem Herzen entschloß sich der zärtliche Vater zur Einwilligung in Amaliens Verbindung mit dem zügellosen Manne; gestützt auf die schwache Hoffnung, daß der Ausschweifling sich vielleicht, unter andern Verhältnissen, wenigstens einigermassen ändern werde. Durch sein Ansehen und Vermögen brachte er es bald dahin, daß der Soldat seines Standes entlassen wurde. Man unterließ nichts, um durch vernünftige Vorstellungen den Menschen auf einen bessern Weg zu bringen, und es bekam wirklich den Anschein, daß nicht alles verloren seyn dürfte. Eines Nachmittags trat der Vater in Amaliens Zimmer. Abgezehrt und blaß wie eine Leiche fand er das Mädchen; ihr Verstand

war verschoben. Thränen drängten sich aus den Augen des guten Vaters bey dem Anblicke der Unglücklichen.

Der Vater. Amalie, wie steht es um dein Herz?

Amalie. Im Tode ist Hülfe für mich.

Der Vater. Beharrest du noch auf den Entschluß?

Amalie. Ich fühle es Vater, ich werde das Opfer meiner Liebe.

Der Vater. Tochter, du hast meine Einwilligung.

Starr blickte Amalie den Vater an, wollte reden, und vermocht's nicht. Der Vater entfernte sich.

Von diesem Augenblicke an erholte sich das Mädchen; ihre Kräfte kamen wieder, Rosen erschienen wieder auf ihren Wangen; ihre Wuth verschwand, die zerrüttete Seele sammelte sich; Amalie ward wieder das vorige sanftmüthige Mädchen. — Die Trauung gieng vor sich. Der Vater bezog mit dem Ehepaare ein ihm gehöriges Landgut, das er jetzt Amalien als Eigenthum übergab. — Der Schwiegersohn besserte sich wirklich, und schien nach einem Jahre ein ganz anderer Mensch geworden zu seyn; aber in eben dem Maaße, als sich dieser besserte, in eben diesem Maaße nahm Amaliens Liebe zu ihm

ab; er ward ihr unausstehlich, sie wehklagte und jammerte.

Der Vater. Amalie, wem fließen diese Thränen? Wem gelten diese Seufzer?

Amalie. Mir, mein Vater!

Der Vater. Dir?

Amalie. Nur mir allein; — ich kann meinen Gatten nicht lieben, Unerträglich ist mir sein Umgang.

Der Vater. Hat er dich beleidigt?

Amalie. Nein mein Vater, aber — er ist der vorige nicht mehr! Befreyen Sie mich von diesen Manne, oder mein Leben ist mir Qual.

Und das war es auch wirklich für Amalien! Die Besserung ihres Mannes, sein itzt der Sittlichkeit immer mehr entsprechendes Betragen, machte ihn verhaßt in ihren Augen. Sie mied seine Gesellschaft, sie verließ das Landgut, lebte einsam in der Hauptstadt, und starb Kinderlos im zweyten Jahre ihrer Ehe.

Ich enthalte mich absichtlich, dieser Geschichte eine Erklärung beyzusetzen, weil ich in der Darstellung derselben gewisse Fakta aus sehr erheblichen Ursachen zurückbehalten müßte, ohne welcher diese Erklärung nur äußerst schwankend seyn würde, daß die Geschichte selbst wahr ist, dafür bürge ich meinen Lesern. — Vater und Schwiegersohn leben noch. Letz-

terer hat sich so verändert, daß auch nicht eine Spur seines vorigen Lebens, — in welches er selbst mit Staunen und Abscheu zurückblickt, — an ihm mehr vorhanden ist. Der Schwiegervater, ein hochbejahrter Greis, liebt ihn wie seinen eigenen Sohn.

XX.

Der Rechenmeister ohne Gleichen.

Unter Menschen, die von dem Gewöhnlichen abweichen, gehöret unstreitig auch der Engländer Burton, der noch vor wenigen Jahren zu Elmton, nahe bey Chesterfield in Derbyschiren lebte. In seiner Jugend hatte dieser Mensch gar nichts gelernt; man vernachläßigte ihn gänzlich; er konnte weder lesen noch schreiben; nur das einzige Einmaleins erlernte er von den Knaben, die mit ihm auf der Gasse herum liefen. Selbst in seinen spätern Jahren blieb er ohne alle Kultur, und lebte vom Tagewerk. In müssigen Stunden wiederholte er sein Einmaleins, das ihm ganz besonders gefiel, und dieses und sein Fleiß setzten ihn nach und nach in den Stand, daß er allein durch Hülfe seines Gedächtnisses, und zwar mit einer bewundernswürdigen Geschwindigkeit, 5 bis 6 Zahlen

len durch eben so viele andere multipliciren oder dividiren konnte. In seinem 50sten Jahre war er als ein Wunder in der Rechenkunst weit umher bekannt. Man kam von ferne her, um sich von dem arithmetischen Genie des Mannes zu überzeugen. — Ein Gelehrter, der ihn besucht hatte, fragte ihn: Wenn ein Feld 423 englische Ellen lang und 383 breit wäre, wie groß die ganze Oberfläche seyn würde? Nach zwey Minuten antwortete Buxton: 162009 englische Ellen. Auf die Frage: wie viel Morgen gedachtes Feld betragen würde, sagte er nach eilf Minuten: 33 Morgen, 1 Vorling, 35 Ruthen, 20 englische Ellen und $\frac{1}{4}$. Als er sagen sollte, wie viel Gerstenkörner in einer Länge von 8 Meilen liegen konnten, antwortete er in anderthalb Minuten: 1520640. Um auszurechnen, wie vielmal sich ein Kutschenrad, 6 englische Ellen im Umfange, auf einem Wege von 204 Meilen umdrehen mußte, gab er nach 13 Minuten zur Antwort: 59840 mal — Ein anderer Beobachter, Herr Saxe, traf ihn einmal bey seiner Arbeit an, und legte ihm die Frage vor: Wie viel Kubikzoll ein Körper hätte, dessen eine Seite 23145789, die andere 5642732, und die dritte 54965 englische Ellen in sich enthielten? Herr Saxe sagte diese Zahlen nur ein einzigmal deutlich her, und Buxton fieng in seinem Kopfe,

mitten unter der Arbeit, und unter dem Geräusche von mehr als 100 Mitarbeitern, zu rechnen an. Herr Saxe hatte sich indessen entfernt, rechnete die Aufgabe mit der Feder aus, und kam ohngefähr nach fünf Stunden wieder zurück. Buxton war lange schon mit dem Exempel fertig, und fragte: von welchem Ende er die einzelnen Ziffern seiner Summe ansagen sollte. Saxe zog seine Schreibtafel hervor, und der Tagewerker Buxton sagte ihm die im Kopfe berechnete Summe von 28 Zahlen ohne den geringsten Fehler her.

Millionen, Millionen über Millionen waren ihm eben so geläufig als Pfunde, Schillinge und Pence. Seinen Beobachtern versicherte er, daß er vor seinen Gedächtnißrechnungen ganz verwirrt gewesen wäre, und zuletzt 7 Stunden in einem tiefen Schlafe gelegen habe. Damals hätte er nämlich folgende Fragen beantworten sollen: Wie viel Gerste, Wicken, Erbsen, Waitzen, Haber, Rocken, Bohnen und Linsen ein Raum von 202680000360 Meilen, jede kubisch gerechnet, fassen könnte? und wie viel Haare, jedes 1 Zoll lang, diesen Raum füllen würden? Er nahm die Breite von 48 Haaren für die Breite eines Zolles. Das Verhältniß seines Maaßes, so wie er es ausgerechnet, war folgendes: Auf den körperlichen Inhalt eines Zolles gehen 200 Gersten = 300 Waitzen = 512 Rocken = 180 Haberkörner, 40 Erbsen, 25 Bohnen, 80 Wi-

3008.
3008 300

cken, 100 Linse, 2304 Zolllange Haare. Hier-
aus schloß er nachstehende Größen: In ei-
ner Kubikmeile sind enthalten 14 tausend 93
Millionen, 420 tausend und 936 Quarter, 1
Scheffel, 1 Metze, 1 Maaß, 3 Nößel, und
5 ¼ Kubikzoll von einer Art Korn. Fünftau-
send 451 Millionen, 776 tausend Ellen in
einer Kubikmeile sind 254 Millionen Millio-
nen, 358 tausend 61 Millionen, und 26 tau-
send Zoll, und wenn jedes Haar 1 Zoll lang
ist, und 2304 Haare einen Zoll ausmachen;
so gehen 586 tausend 40 Millionen Millio-
nen 972 tausend 673 Millionen und 24 tau-
send auf eine Kubikmeile; wäre aber ein Haar
eben so lang als es breit ist, so meinte er,
es müßten 28 Millionen Millionen, 688 tau-
send 305 Millionen und 152 tausend Haare
den Raum einer Kubikmeile anfüllen.

Das Erstaunlichste, was wohl jemals ein
menschliches Gedächtniß geleistet hat, besteht
darinn, daß Burton folgende aus 39 Zif-
fern bestehende Zahl bloß im Gedächtniße mit
sich selbst multiplicirt hat:
725958238096074007868531656993638=
851106.

Nachdem er über dieser ungeheueren Rech-
nung dritthalb Monate zugebracht hatte, gab
er folgende aus 78 Ziffern bestehende Qua-
dratzahl davon an: 527015363459557385=
07373733542638591721213298966079 3=
07524904381389499251637423236.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Buxton ließ sich in seinen Gedächtnißrechnungen durch nichts irre machen, und er fuhr darinn während des Sprechens und unter allerley Geräusche fort. Man bemerkte auch bey ihm keinen Unterschied, er mochte lange oder kurze Exempel vor sich haben. Er fieng den andern Tag, ohne sich zu irren, da wieder an, wo er den vorhergehenden aufgehört hatte, und so fuhr er so lange in seiner Gedächtnißarbeit fort, bis er nach Wochen und Monathen fertig war, wenn die Rechnung so viel Zeit erforderte. Eben so wenig machte es ihn irre, wenn er seine Rechnung abbrechen, und lange Zeit liegen lassen mußte. Sie stand immer mit größter Lebhaftigkeit vor seinen Augen, und er setzte sie oft nach Monaten von da, wo er aufgehört hatte, mit der genauesten Richtigkeit fort, und konnte die längsten Zifferreihen wie man's haben wollte, vor- oder rückwärts hersagen. Er war im Stande, denen ihre Fehler genau zu zeigen, die mit der Feder gerechnet hatten. Er ließ sich von zwey Personen ganz verschiedene Aufgaben unmittelbar hintereinander vorsagen, und gab nachher einer jeden die gehörige Antwort, ohne sich im mindesten dabey zu verirren. Fand sich ja zuweilen ein Fehler in seiner Antwort, so wiederholte er die ganze Rechnung, und änderte seinen Fehler selbst. Sein Gedächtniß war ihm so getreu, daß er eine einmal ausgerechnete Summe nach zwey Monaten noch völlig und ohne Anstoß wieder hersagen konnte.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wenzel, Gottfried Immanuel,

Biographische Skizzen der neuesten Abentheurer, Sonderlinge und von dem Gewöhnlichen abweichender Menschen, mit gleichzeitigem Hinblick auf die Ursachen, welche diese Seelenzustände bewirkten

Wien 1800

Bamberg, Staatsbibliothek -- 30.2498
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11414686-3